

Johannes Stockmayer

Die menschliche Seele ist ein Irrgarten

Gottes Betriebsanleitung verstehen

Biblische Grundwerte aus dem Schöpfungsbericht

Ohne Vorwort

Bei einem Buch über Gottes Schöpfungswerk gibt es kein Vorwort. Was vor Gottes Anfang war, wissen wir nicht. Alles beginnt mit Gottes Handeln und setzt sich dann zielsicher fort – bis hin zum Menschen. Doch der tritt erst sehr spät auf. Es wäre für ihn gut, wenn er akzeptieren könnte, dass er nicht der Anfang ist, sondern das Ende. Das Ende? Bevor Gott sein Werk begann, war es dunkel, leer, einsam. Niemand war da, der ein Vorwort schreiben könnte. Nur Gott kennt das, was vor dem Anfang war: das Nichts, das Tohuwabohu. Und das Ende? Wie wird es sein? Aber wenn es dann keine Schöpfung mehr gibt und keine Menschen, schreibt niemand mehr ein Nachwort. Dann kehrt nicht das Chaos des Anfangs zurück, sondern ein neuer Anfang beginnt. Vielleicht sind die Schöpfung und der Mensch nur ein Vorwort zur Ewigkeit Gottes. Vielleicht schreibt Gott mit seiner Schöpfung und seinen Menschen lediglich ein Vorwort zu einer ganz neuen Zeit.

Wo bin ich? Und wenn ja, warum?

In einem Irrgarten ist die Gefahr, sich zu verlaufen, sehr groß. Es gibt Wege, die ins Nichts führen oder einfach aufhören. Verschlungene Pfade erweisen sich als Sackgassen. Breite Wege gaukeln eine klare Richtung vor und stellen sich dann als Umwege heraus. Wer sich in einem Irrgarten verirrt, ist verloren. Unvermittelt öffnen sich Abgründe, gefährliche Felsen bieten die Gefahr von Abstürzen. Statt einem Blick ins Weite zieht es uns in die Tiefe. Wo wir einen gepflegten Garten erwarten, geraten wir in Wildnis, statt bunter Blumen wächst Unkraut. So ist die menschliche Seele: sie muss erschlossen und gepflegt werden. Wege müssen angelegt, die Wildnis muss gebändigt werden. Das geht nicht irgendwie – wir benötigen einen Plan. Die Gestaltung des Gartens darf nicht willkürlich sein, sondern muss sich nach den Gegebenheiten richten: Was bietet die Landschaft, was ist möglich, was nicht, wie können bestehende Gegebenheiten ausgenützt und andere begrenzt werden.

Weil die Seele ein unübersichtlicher Irrgarten ist, gibt es unzählige Ratgeber. Die unterschiedlichen Anleitungen, um sich hier nicht zu verlieren, sind vielfältig bis obskur. Wir finden die unterschiedlichsten Ansätze der Gartengestaltung. Das Seltsame dabei ist: Wir landen bei allen Bemühungen, den Irrgarten zu zähmen, doch nur immer wieder bei uns selbst. Wir kommen bei unseren Versuchen, uns zu orientieren, immer wieder an der gleichen Stelle heraus: bei unserem Ego. So kommen wir nicht weiter! Statt Gartengestaltung betreiben wir Ichoptimierung. Wir sind offensichtlich nicht in der Lage, die Wildnis wirklich zu roden, sondern wollen lediglich ein wenig besser werden in der Bewältigung des inneren Chaos. Wir betreiben Survivaltraining, anstatt uns ehrlich und offen mit den Umständen unseres inneren Gartens zu befassen. Denn dazu bräuchten wir eine Anleitung dafür, wie dieser Garten gedacht ist, was ihn ausmacht, was das Besondere ist. Wir müssten herausfinden, wie er grundsätzlich angelegt und was seine eigentliche Bedeutung ist. Wir dürften uns nicht mehr nur mit unserem Verhalten beschäftigen, sondern müssten uns vielmehr um die Grundlagen kümmern, um die Gartenarchitektur. Dazu dient der Plan Gottes für unser Leben: Wir müssten grundsätzlich verstehen, wie uns Gott gedacht hat – von innen, aus unserer Mitte heraus. Wenn wir das nicht wissen, sind wir ständig bemüht, die Umstände zu verändern – aber es verändert sich nichts in uns.

Eine genaue Landkarte könnte uns im Irrgarten Orientierung geben. Aber wo finden wir sie? Es müsste eine Landkarte sein, die auf uns zugeschnitten ist, die unsere Seele abbildet, keine allgemeine Karte mit einem viel zu großen Maßstab, wo wichtige Einzelteile gar nicht zu sehen sind. Wenn wir uns dann tatsächlich mit einem sehr detaillierten Messtischblatt in der Hand durch den Irrgarten bewegen, hilft uns auch das nicht, wenn wir keine Ahnung haben, wo wir uns befinden. Um das herauszufinden, müssten wir wissen, wo wir herkommen: Welche Wege sind wir gegangen? Was war unsere bisherige Richtung? Welche markanten Landmarken sind uns aufgefallen? Weil wir unseren Weg ohne Nachdenken begonnen haben und im Irrgarten einfach darauflosmarschiert sind, begreifen wir nun nicht, wo wir uns genau befinden. Und solange wir das nicht wissen, nützt uns eine noch so genaue Landkarte nichts. Wie beim GPS benötigen wir mindestens zwei feste Bezugspunkte, von deren Schnittpunkt her wir unseren Standort finden können.

Die beiden Bezugspunkte sind Gott und andere Menschen.

Gott ist es, der den Garten angelegt hat, er hat den Überblick über alle Bereiche unserer Seele, er kennt auch die verborgenen Gegenden. Er ist der ganz andere, der mit Distanz – quasi von oben – den Irrgarten im Blick hat. Mitten in den Irrungen und Wirrungen unseres Lebens und unserer aufgescheuchten Seele schauen wir nach oben, sehen auf Gott. Dabei

bekommen wir einen anderen, weiten Blick: Wir erkennen uns, finden zu unserer Mitte, verstehen Stück um Stück, wer wir sind, wo wir stehen und warum und wohin wir unterwegs sind. Genauso sind andere Menschen nötig, die uns erden, uns orten, an denen wir uns orientieren können. Um herauszufinden, wer ich bin und wo ich stehe, sind Beziehungen zu Menschen nötig, die mich verstehen, mit denen ich im Gespräch bin, die mich reflektieren und spiegeln. In denen ich mich sehen und wahrnehmen kann. Ihr Blick auf mich schenkt mir die Resonanz, die mir klarmacht, was das ganz Besondere meines Leben ist: Wo sind meine Stärken, wo meine Schwächen? Was macht mich bedeutsam für andere? Was ist mein ganz spezieller Auftrag in dieser Welt? Durch sie ordnet sich das Dickicht des Irrgartens meiner Seele: Ich sehe und verstehe – ich begreife mich selbst. Die beiden Bezugspunkte hat Gott so angelegt, damit wir im Chaos unseres Lebens – unseres inneren und äußeren Lebens – nicht verloren gehen. Beide sind für unser Überleben im Irrgarten der Seele unbedingt notwendig.

Gottes Betriebsanleitung

Gott hat für unser Leben eine klare Anleitung – oder müssten wir sagen: deutliche Anweisung? Gott gibt uns mit der Bibel eine Gebrauchsanleitung für unser Leben: für unsere Seele, für unser Verhalten, für unsere Beziehungen. Er hat uns erschaffen und genauso wie jeder Hersteller für sein Produkt zeigt er, wie das Leben gelingen kann. Zum Produkt – der Mensch – gibt er eine Gebrauchsanleitung. Lesen wir sie? Beschäftigen wir uns mit ihr? *Ich bin ein Mensch, der Gebrauchsanleitungen gern ignoriert. Die vielen Seiten (in mehreren Sprachen) sind mir zu mühsam. Ich probiere es lieber selbst aus. Ich will gleich zur Sache kommen. Ich will mich nicht mit dem Leben beschäftigen, sondern leben. Das Ding muss einfach funktionieren! Erst wenn etwas schief läuft oder nicht funktioniert, schaue ich in der Gebrauchsanleitung nach, warum es nicht funktioniert. Oft haben sich dann bereits gravierende Fehler eingeschlichen oder ich habe in meinem ungeduldigen Eifer sogar die Sache vollkommen vermurkst. Ich schaue in der Liste der Fehlermeldungen nach und erkenne, was schiefgelaufen ist. Hätte ich mich doch nur schon früher darum gekümmert und alles richtig gemacht! Manchmal geht es nicht anders, als die Resetttaste zu drücken und mit allem noch einmal von vorn zu beginnen.*

Überhaupt stellt sich die Frage, ob es bei der Gebrauchsanleitung um eine Bedienungsanleitung oder um eine Betriebsanleitung geht. Wir suchen nach den einfachen Ratschlägen für den unkomplizierten Gebrauch unseres Lebens. Wir wollen gebrauchen, nicht einsetzen, konsumieren, nicht gestalten. Deshalb wünschen wir uns eine Bedienungsanleitung, die uns auf einfache Weise zeigt, was wir tun müssen, um bestimmte Ergebnisse zu erreichen. Wenn es nicht einfach geht, geht es einfach nicht. Die Gebrauchsanleitung soll simpel und barrierefrei sein, sie soll sich selbst erklären – oder noch besser: ganz von selbst programmieren, sodass es ohne Anstrengung optimal für uns ist. Wir verstehen dann Gottes Gebrauchsanleitung als Bedienungsanleitung: Ich bediene mich meiner selbst. Ich muss wissen, wie, dann funktioniere ich. Warum es funktioniert, interessiert mich nicht, Hauptsache, ich kenne die Knöpfe, die ich bedienen muss, damit das Ergebnis stimmt.

Bei einer Betriebsanleitung dagegen geht es um grundsätzlichere Dinge. Wenn ich sie studiere, gewinne ich ein Verständnis für die Sache, ich begreife, warum alles funktioniert, wie alles zusammenhängt. Ich beschäftige mich mit meinem Leben, versuche es von innen her zu ergründen. Ich will nicht nur verstehen, was ich zu tun habe, sondern interessiere mich für die grundsätzliche Bedeutung meiner Existenz, meiner Seele, meiner Persönlichkeit.

Ich gehe an die Wurzeln, an die Grundlagen. In diesem Sinn ist Gottes Gebrauchsanleitung für mein Leben eine Betriebsanleitung. Ich beschäftige mich mit ihr und verstehe mich: Wer bin ich? Warum bin ich? Was macht mein Leben aus? Das ist vor allem wichtig, wenn eine Fehlermeldung aufleuchtet, wenn das Funktionieren nicht mehr funktioniert. Wenn ich mich im Irrgarten meiner Seele verlaufen habe und im Chaos festsitze. Ich finde dann heraus, was grundsätzlich schief läuft. Gottes Betriebsanleitung zeigt mir, was ich verändern sollte, damit ich wieder vorankomme.

Jetzt kommt noch ein weiterer wichtiger Umstand hinzu: Wie bei einem technischen Gerät ist es nötig, dass wir uns bei der Inbetriebnahme beim Hersteller einloggen, also eine direkte Verbindung von uns zu ihm herstellen, damit ein Zugriff auf unsere Umstände besteht und unkompliziert eingegriffen werden kann zur Veränderung der Programmierung, bei einer Fehlermeldung oder einer notwendigen Korrektur. Um die Betriebsanleitung Gottes zu verstehen und vor allem: um sie für unser Leben zu aktivieren, brauchen wir einen direkten Kontakt zum Schöpfer unseres Lebens, zu Gott selbst. Wie tun wir das? Wir sagen Ja zu Gott und erlauben ihm damit einen direkten Zugriff zu unserem Leben. Damit gibt er uns Orientierung im Irrgarten der Seele. Er verknüpft unsere Beobachtungen mit seiner Erkenntnis. Er gibt uns die Impulse, die uns anleiten und steuern. Durch die Beziehung zwischen mir und Gott, durch die lebendigen, ständigen Verbindungen zwischen uns, verstehe ich, wie mein Leben gelingen kann. Ich begreife, wie ich funktioniere. Ich verstehe, wie es Gott sich gedacht hat. Ich werde mit Gottes Grundprogrammierung vertraut. Der Irrgarten meiner Seele findet seine Ordnung. Mein Weg wird sinnvoll und zielgerichtet. Ich spüre, auf was es ankommt. Ich bin nicht allein. Ich werde geführt und geleitet.

Ohne die direkte Beziehung zu Gott wird die Betriebsanleitung Gottes zu einer reinen Gerätebeschreibung. Ich begreife zwar den Schaltplan, die Hardware Gottes, aber ich verstehe nicht von innen. Um dieses tiefe, grundsätzliche Verständnis geht es, wenn wir die Betriebsanleitung Gottes studieren – mit ihm zusammen, in der direkten Verbindung zu ihm. Er gibt uns die Anleitung, damit wir verstehen und mehr noch: begreifen – uns selbst, unser Leben, diese Welt, die Geschichte der Menschen.

Die ersten Kapitel der Bibel könnte man als Betriebsanleitung Gottes für seine Menschen verstehen. Sehr transparent macht Gott deutlich, wie er vorgeht. Für ihn gibt es keine Betriebsgeheimnisse. Er beschreibt sehr genau, um was es ihm geht, als er den Grund der Welt legt. Wenn wir uns mit Gottes grundsätzlichen Gedanken beschäftigen, begreifen wir, wie das Leben „tickt“, das er erschafft, bekommen wir Hinweise darauf, was für unsere Existenz wichtig ist – und warum es Fehlerquellen gibt.

Es werde Licht (1. Mose 1,1-3)

An erster Stelle in Gottes Betriebsanleitung steht Gott selbst. Gott macht das Licht an, mit ihm beginnt das Leben. Er ist kein passiver, sondern ein höchst aktiver Gott. Es genügt ihm nicht, über dem Chaos zu schweben. Er will es verändern, er greift ein. Ganz zu Beginn schafft Gott Helligkeit, damit er sehen kann, was zu tun ist. Gottes Handeln beginnt mit der Wahrnehmung, was los ist – eine schonungslose und gründliche Erhebung des Zustandes der Welt und meines Lebens. Er sieht das Durcheinander, aus dem Nichts erschafft er einen Neubeginn. In Gottes Betriebsanleitung für uns Menschen ist das der erste Punkt: Gott ist der Urheber, der Hersteller, der Schöpfer. Er übernimmt Verantwortung, er signalisiert seine Zuständigkeit für das Leben. Wenn wir uns bei Gott einloggen, verbinden wir uns mit dem

Leben. Wenn wir mit Gott verbunden sind, wird es auch in unserem Leben hell, und wir erkennen, was bei uns wüst und leer ist und wo wir Gottes Schöpferkraft brauchen. Wir stellen fest, dass wir selbst Gottes Neuanfang benötigen – immer und immer wieder: unser Leben soll nicht wüst und leer bleiben, die finstere Tiefe uns nicht erschrecken. Wenn wir mit Gott verbunden sind, geht auch in unserem Leben das Licht an und wir sehen und erkennen. Wir sind angeschlossen an den ursprünglichen Energiestrom Gottes, unser Leben wird freigeschaltet, das Leben wird grundsätzlich aktiviert.

Ein Neuanfang Gottes ist jederzeit möglich. Gott beginnt immer wieder aufs Neue. Seine Gestaltungskraft steht uns immer zur Verfügung. Das heißt: Auch in unserem Leben ist das Chaos besiegbare, auch wir müssen nicht über den Dingen schweben – ohne sie verändern zu können. Wir haben die Möglichkeit, Verantwortung für unser Leben zu übernehmen. Und das sollten wir auch tun, heute, jetzt, in diesem Augenblick. Augenblicklich mit Gott beginnen – oder neu beginnen. Nichts verschieben, was jetzt möglich ist. Bei Gott ist alles möglich! Heute lebe ich! Ich stelle mich bewusst in das Licht seiner Gegenwart, lasse mich anstrahlen von ihm, weiche ihm nicht aus. Denn er ist da, in meinem Leben – und er verwandelt mein Durcheinander in eine neue Zukunft.

Dass Gott uns jederzeit den Neuanfang ermöglicht, zeigen die ersten Worte des Johannesevangeliums: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort ...“ (Johannes 1,1-5). Jesus kommt in unsere Welt als der Lichtschalter Gottes, der unser Leben hell macht. Durch ihn gibt es einen Einschaltknopf, der unser Betriebssystem in Gang gesetzt, mit der nötigen Energie versorgt. Wir sagen Ja zu Gott und nehmen Jesus in unser Leben auf – und dadurch leben wir wirklich. Unser Leben ordnet sich, aus Nichts entsteht Substanz, das Durcheinander verschwindet, wir sehen klarer. Wir erkennen Gott, wir sehen uns selbst, wir verstehen die Zusammenhänge. Das Leben wächst, entwickelt sich. Wenn wir durch Jesus mit Gott verbunden sind, lernt unser Betriebssystem automatisch und entwickelt sich kontinuierlich. Der Anfang ist gesetzt, alles andere ergibt sich durch die Schöpferkraft Gottes.

Weil Gott ein Gott des Neuanfangs ist, sollten wir nicht aufhören, neu anzufangen. Jeder Tag ist eine Gelegenheit, diesen Neuanfang zu zelebrieren. Wir übernehmen Verantwortung für unser Leben, schieben nichts an andere Menschen oder die Umstände ab. Wir nehmen unser Leben in unsere Hand und halten es Gott hin mit der Bitte: „Hilf mir, schaffe aus mir, aus meinen Möglichkeiten (und Unmöglichkeiten) neues Leben. Bringe mich ins Licht und fülle du die abgründigen Tiefen meines Lebens mit deiner Liebe und deiner Lebenskraft.“ Wir tun das jetzt, sofort, augenblicklich. Wir verschieben diesen Anfang nicht auf später. Weil Gott ein Gott des momentanen Augenblicks ist. Er will mit mir nicht über mein Leben nachdenken, sondern es leben, es gestalten, es vollziehen. Jetzt – und immer wieder – spricht Gott sein: „Es werde“ – und es wird: neu, anders, grundsätzlich, schön, fertig, vollkommen. Es wird Licht – Gottes Licht macht mein Leben hell. Ich bin an jedem Tag neu herausgefordert, mit Gott zusammen aktiv mein Leben zu gestalten, etwas zu schaffen zu seiner Ehre und zum Wohl der Menschen, mit denen ich zusammen bin. Gottes kreative Schöpferkraft kommt durch mich in diese Welt.

Gottes Ordnung (1. Mose 1,4-5)

Was durch Gott entsteht, ist kein Zufall, sondern entspringt seiner Absicht. Gott hat Pläne, die er zielgerichtet verwirklicht. Er ordnet, strukturiert, bringt alles in eine richtige, Leben

schaffende Reihenfolge. Was er tut, dient dem Leben, fördert unsere Möglichkeiten, schafft Raum für uns – Lebensraum, Lebensmöglichkeit. Gott trennt Wasser und festes Land, Himmel und Erde, Tag und Nacht und weist jedem Bereich seinen speziellen Ort zu. Diese Trennung strukturiert unsere Welt, es gibt ein Entweder-oder. Weil Gott geschieden hat, müssen wir uns entscheiden, wir können nicht in allem gleichzeitig sein: Wenn wir uns bewegen, sind wir nicht stationär, wenn wir im Himmel sind, befinden wir uns nicht auf der Erde, wenn es Tag ist, ist es nicht gleichzeitig Nacht. Wir bemühen uns zwar, die Nacht zum Tag zu machen, überall gleichzeitig zu sein, die Gegensätze zu vermischen. Eine Entscheidung zu treffen, tut uns gut, konzentriert uns, richtet uns aus. Wir müssen uns überlegen, was wir wollen: Alles geht nicht. Das ist die Ordnung Gottes, denn sie setzt uns Grenzen. Sie gibt uns Schutz und Zuverlässigkeit. Wir müssen uns beschränken. Nur Gott ist alles in allem, wir Menschen sind begrenzt auf unseren Bereich. Diese Tatsache hilft uns, unser Maß zu finden: Ich bin nicht überall, ich kann nicht alles, ich bin nicht für alles zuständig, meine Möglichkeiten sind begrenzt, ich bin nicht allmächtig. Deshalb treffe ich die Entscheidung, was mir wichtig ist. Mit meiner begrenzten Zeit, meinen eingeschränkten Möglichkeiten mache ich, was mir möglich ist.

Gottes Betriebsanleitung schafft mir Raum, begrenzt ihn aber auch. Ich mache mir klar, dass ich nicht unendlich bin. Mein Leben hat einen Anfang und ein Ende und beschränkt sich auf meine Möglichkeiten. Das muss ich akzeptieren, das macht mich demütig. Ich akzeptiere, was ist, ich ordne mich den Bedingungen Gottes unter. Ich nehme meine Begrenztheit an und bin damit einverstanden, was Gott mir zuteilt: meinen Platz in dieser Welt, meine Gaben und Möglichkeiten, meine Persönlichkeit und meine Fähigkeiten. Ich bin, wer ich bin – mehr muss ich nicht sein. Ich kann, was ich kann – mit meinen Fähigkeiten. Ich lebe mein Leben mit meinen Chancen und Begrenzungen. Zur Betriebsanleitung Gottes gehört unser Ja. Wenn wir mit Gottes Ordnungen nicht einverstanden sind und sie nicht für uns annehmen wollen (oder können), müssen wir die Betriebsanleitung nicht weiter studieren. Sie ist dann nicht relevant für uns. Aber weil Gottes Grenzen fix sind, werden wir immer wieder auf unsere Begrenztheit stoßen. Wir können sie nicht überschreiten, ohne dass es für uns zum Schaden würde. Wenn wir die Nacht zum Tag machen, wird irgendwann unser Körper versagen. Wenn wir ständig über unsere Möglichkeiten leben, sind wir irgendwann am Ende. Wenn wir denken, wir könnten alles, werden wir auf den Widerstand unserer Mitmenschen stoßen. Was ich erlebe ist meine Sicht, was ich tue, entspringt meinen Interessen. Ich habe nicht für alles eine Idee, meine Wahrnehmung ist beschränkt und meine kreativen Gedanken gehen doch immer wieder in die gleiche Richtung. Mich in diese Tatsache zu fügen, erspart mir die Hybris des Übermaßes. Mich so anzunehmen, wie ich bin, und das zu tun, was ich kann, ist für mich gut.

Natürlich sind wir immer wieder herausgefordert, die unterschiedlichen Pole unseres Lebens miteinander zu verknüpfen. Es ist die Arbeit unseres Lebens, mit Unterschieden zu leben und sie positiv zu gestalten. Immer wieder das „Und“ in den Gegensätzlichkeiten zu finden fordert uns heraus. Wir werden zu Kompromissen genötigt, unsere Toleranz dem ganz anderen gegenüber ist herausgefordert. Wir leben im Sowohl-als-auch, wir verknüpfen das, was eigentlich nicht zusammengehört. Gott hat seine Ordnung nicht so geschaffen, dass wir uns starr daran zu halten hätten und dabei an Beweglichkeit und Kreativität verlieren. Gott gibt uns einen weiten Raum. Wir sollen die Ordnungen auf gute Weise gestalten, Gottes Strukturen sollen lebensfähig und lebensfördernd sein. Das verlangt von uns, dass wir uns mit den Gegensätzen auseinandersetzen, unsere Grenzen ausloten und verschieben. Das müssen wir gemeinsam tun, dazu brauchen wir einander. Ein gutes „Und“ gelingt uns nur gemeinsam: Du bist so anders als ich und ich bin so anders als du: wie finden wir eine

gemeinsame Mitte? Wir wollen in Bewegung sein und gleichzeitig doch einen stabilen Halt haben, wie können wir unsere Bewegungsspielräume so ausweiten, dass sie gut sind? Jeder Mensch will auf seine Weise leben und tun, was ihm gefällt – wie kann uns das gelingen? Das „Und“ sieht den anderen, sieht von sich selbst weg. Wir kreisen nicht um uns selbst. Wir sprechen uns ab. Wir schauen nicht egoistisch nach unseren Vorteilen. Wir beziehen uns gegenseitig in unsere Pläne und Vorhaben ein. Was wir tun, ist integrativ und umfasst auch die Natur, Gottes Schöpfung: Wir unternehmen nichts, was sie zerstört.

Die Ordnungen Gottes fordern uns heraus: Gott hat unserer Existenz einen Rahmen gesetzt, den wir akzeptieren und den wir in lebensfreundlicher Weise gestalten sollen. Wir leben zwischen dem, dass wir uns mit den Gegebenheiten unseres Lebens abfinden, und dem, dass wir es verändern. Unser Leben bewegt sich zwischen Veränderung und Bewahrung, Akzeptanz und Widerspruch, Aufbruch und Ankommen, Nähe und Distanz, Fragen und Hören, Bestimmen und Ertragen. Gottes Absicht ist, dass wir zur Mitte finden, zu einer Ausgewogenheit zwischen ihm und uns, zwischen mir und dir, zwischen den Gegensätzen. Dort in der Mitte treffen wir Jesus, der in allem das „Und“ ist. Er verbindet die Gegensätze, er versöhnt die Gegensätze (2. Korinther 5,18). In der Mitte finden wir Weisheit und Ruhe – so wie die Mitte des Sturmes die Ruhezone ist. Wir verausgaben uns nicht in einem sinnlosen Kampf um die Gegensätze, der leicht zu einem Machtkampf wird und in billiger Rechthaberei endet.

Auch wenn es gegenwärtig so aussieht, dass die Ordnungen Gottes zerbrechen und die Gegensätze einfach für aufgehoben erklärt werden, bleibt Gott zuverlässig und treu. Er hält an seinen Ordnungen fest – um unsretwillen. Er verspricht: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ (1. Mose 8,22). Weil er weiß, dass wir uns schwertun mit einer Ordnung, die uns scheinbar einschränkt und wir sie deshalb abschütteln wollen, verpflichtet er sich selbst, diese Ordnung aufrechtzuhalten. Er schließt einen unauflöselichen Bund mit den Menschen. Er organisiert die Lebensabläufe von Saat und Ernte, Sommer, Winter, Tag und Nacht so, dass sie uns helfen. Wir können die Ordnungen so annehmen und gestalten, dass sie uns bewahren, sortieren, konzentrieren – damit Frucht wachsen kann und das Leben sich in guter Weise fortsetzt. Der Bund Gottes bedeutet, dass er sich verpflichtet, das Leben zu schützen, uns zu bewahren und in der Spur zu halten, die uns guttut. Es ist für uns Menschen hilfreich, wenn wir die Betriebsanleitung Gottes studieren und befolgen, sie dient dem Leben. Wir werden gefördert, nicht begrenzt. Denn die Ordnungen Gottes geben uns Menschen eine Struktur, die Struktur Gottes ist der Raum für unser Leben.

Voraussetzungen für das Leben (1. Mose 1,6-8)

Gottes Schöpfung vollzieht sich in einer ungeheuren Kreativität. Zielgerichtet geht Gott vor, um die Voraussetzungen für das Leben zu schaffen. Für sich allein wäre das für ihn nicht nötig gewesen. Er hätte keinen Himmel gebraucht. Aber er schuf einen Himmel, den Ort, den er sich später selbst zuweist. Dadurch entsteht ein Oben und ein Unten. Gott verortet sich. Er ist oben und die Menschen sind unten. Was Gott entstehen lässt, ist grundsätzlich. Das gab es vorher noch nicht. Endgültige Grundlagen werden geschaffen. Gottes abgründige Weisheit nimmt Gestalt an, bleibt nicht theoretisch und philosophisch. Was entsteht, sind die Parameter Gottes, in denen der Mensch sich zu bewegen hat. Darüber hinaus gibt es nichts. Aus dem lustvollen Spielen mit der Weisheit entsteht alles, was für das Leben wichtig ist. Tatsächlich: Die Kreativität Gottes ist ein spielerischer, liebevoller Vorgang, sie verwirklicht

sich im unbekümmerten Spiel Gottes mit seinem Liebling der Weisheit (Sprüche 8, 22-31). Bevor Gott ans Werk ging, erschuf er sich einen Partner, einen Spielgefährten, ein lebendiges Gegenüber. Gottes Schöpfung ist kein einsames Werk eines zurückgezogenen, vielleicht sogar autistischen Erfinders. Alles, was entsteht, entspringt aus einer fröhlichen Beziehung. Die Schöpfung ist voll von abstrusen, seltsamen und unnützen Ideen – so wie es eben entsteht, wenn man den kreativen Raum öffnet und mit viel Lust ans Werk geht. Ich könnte mir gut vorstellen, dass Gottes Schöpfungswerk von viel Gelächter, Spaß und Übermut begleitet wurde. Aber die allgemeingültigen Spielregeln legt Gott fest. Ohne Spielregeln gibt es kein Spiel – oder es wäre paradox, weil jeder seine eigenen erfindet.

Zu jedem Spiel gehört ein Rahmen: Der Himmel wird als Ort des Wassers über der Erde konstruiert. Das Wasser hat also zwei Orte: auf der Erde und im Himmel. Gleichzeitig wird eine Verbindung zwischen Himmel und Erde hergestellt. Der Himmel öffnet sich und regnet sein Wasser auf die Erde, so wird sie bewässert und befruchtet. Dass der Himmel sich öffnet, ist eine der wichtigsten Grundvoraussetzungen für das Leben. Das ist umso wichtiger, je klarer der Himmel der Wohnort Gottes ist. Gott zieht sich nicht in die Ferne zurück und beobachtet die Entwicklung seiner Schöpfung von Weitem. Die Himmel öffnen sich und Gott findet den Weg auf die Erde. Auch das ist eine wichtige Grundvoraussetzung, damit Leben entstehen kann. Gott kommt herunter aus seinen Höhen, um auf der Erde mit der Weisheit zu spielen. Die Weisheit wohnt auf der Erde, dort ist sie zu Hause als Gegenüber Gottes. Sie wird zuletzt zum Spielkameraden der Menschen und zu einer stetigen Verbindung zu Gott, der eigentlich in unzugänglichen Bereichen wohnt. Gott schafft Zugänge zu sich, er konstruiert Türen und baut Wege zwischen sich und der Erde. Er bleibt in seinem Werk nicht außen vor, als Schöpfer, Betrachter oder Konstrukteur. Er bezieht sich selbst mit ein in einem ständigen Prozess der Kreativität. Alle Werke der Weisheit, der Kunst, der Kreativität und der Lust sind Zugänge zu Gott – manchmal verborgen oder nicht ohne Weiteres zu erkennen. Der Schöpfungsprozess Gottes ist nicht abgeschlossen, er setzt sich fort – bis ans Ende der Welt.

Es gibt einen Abend und einen Morgen – und dazwischen formt sich das Leben. Der Tag ist der Raum der Gegenwart Gottes – sein Licht, das alles beleuchtet. Die Menschen sind Kinder des Lichts. Aus Sonne und Wasser entsteht das Leben. Die Weisheit gibt ihre ganz besonderen Ingredienzen hinzu, damit das Leben zu einer bunten Vielfalt wird. Alles geschieht am Tag, in aller Öffentlichkeit. Man kann dabei zuschauen. Es läuft nichts im Verborgenen. Gott will bei seiner Arbeit beobachtet werden. Die Menschen dürfen dabei sein, wenn er handelt. Man kann ihm auf die Finger schauen, er macht keine Geheimnisse um sein Werk. Er will verstanden und erkannt werden. Das Leben, das entsteht, ist nicht Schicksal, sondern Absicht, gewollt. Gott lässt sich in die Karten schauen. Das ist ungeheuerlich, denn Gott gibt uns Einblicke in den Bios, in seine Algorithmen, in seine Gesetzmäßigkeiten. Nichts ist verschlüsselt, alles ist für jeden zugänglich. Gott hat es nicht nötig, seine Baupläne im Tresor einzuschließen. Er stellt sie als Open Source zur Verfügung. Wir Menschen können alles verwenden, was Gott erschaffen hat.

Aber das ist auch eine große Gefahr. Anstatt mit Gottes Liebling, der Weisheit, in ein fröhliches Spiel einzutreten, machen sich die Menschen die Weisheit untertan. Sie nehmen sie gefangen und beuten sie aus. Sie wird gezwungen, das mitzuteilen, was sie sonst sicher gern freiwillig und unbekümmert gesagt hätte. Aus Gottes Spielgefährte wird die Sklavin des Menschen: Der Mensch macht sich Gottes Schöpfung zu eigen. Anstatt sie mit Staunen zu betrachten, fängt er an über sie zu bestimmen. Er analysiert und wird dabei vom Teilhaber eines kreativen Prozesses, zum Erfinder, zum Gegenüber seines Werkes. Die Schöpfung löst sich vom Schöpfer und macht sich selbstständig. Der Mensch wird zum Macher seiner selbst

– das kann nicht gut gehen. Denn Schöpfung ist immer ein Akt der Beziehung. Indem sich der Himmel öffnet und der Mensch zum Mitspieler Gottes wird, entsteht Neues. Die Weisheit lacht und freut sich, wenn es zu einem fruchtbaren Zusammenspiel zwischen Mensch und Gott kommt. In jeder ehrlichen, offenen Begegnung erleben wir die schöpferische Kreativität Gottes: zwischen Gott und Mensch, zwischen den Menschen, zwischen Mensch und Natur. Leben entsteht durch Leben – nicht durch Zwang, Absicht, Macht, Gewalt. In der Beziehung entsteht Resonanz – das ist der Klang des Neuen, das sich zwischen zwei Elementen formt und mehr ist als ein Echo. In jeder Beziehung wird etwas vollkommen Neues, anderes geboren, das mehr ist als die Summe der beiden Teile.

So wie auch der Morgen und der Abend miteinander kommunizieren (Psalm 19,1-7). Aus der Resonanz zwischen Morgen und Abend entsteht der Tag. Der ist die Zeit des Menschen, solange die Sonne scheint, können wir leben. Unser Zeitfenster ist schmal, wir haben nicht unendlich Zeit. Das erhöht die Bedeutung unseres Lebens. Gott hat einen Anfang gesetzt und ein Ende bestimmt. Dazwischen ist unsere Zeit. Es ist gut, wenn wir in unserem Bereich bleiben – unten auf der Erde, und wenn wir dankbar aufnehmen, was von oben kommt. Es ist gut, wenn wir Menschen verstehen, wir können nichts selber machen, nur empfangen. Wenn der Regen ausbleibt, bleibt die Erde trocken. Wir können den Regen nicht erzwingen. Wir können den Himmel nicht mit Gewalt öffnen. Wir können die Weisheit nicht zwingen, mit uns zu spielen. Es ist gut, wenn wir uns anpassen, wenn wir uns einfügen in die Ordnung Gottes zwischen Himmel und Erde und wenn wir unseren Standort auf der Erde akzeptieren. Wir sind nicht unbegrenzt, wir haben es nicht in der Hand. Für uns gibt es einen Anfang und ein Ende. Wir leben in engen Grenzen, die wir nicht ausweiten können. Aber wir können sie annehmen als unseren Ort, als unsere Möglichkeit. Das macht uns bescheiden, fördert aber gleichzeitig auf enorme Weise unsere Kreativität.

Wir Menschen brauchen einander. Es ist in Gottes Absicht, dass jeder Einzelne in das Beziehungsnetz Gottes eingewoben ist. Niemand ist allein. Wer denkt, er müsste sich selbstständig machen und möglichst unabhängig seiner Wege gehen, steht in der Gefahr, sich im Nichts zu verlieren – oder zum Herrscher des eigenen Lebens zu werden. Es fehlt dann die Korrektur des Gegenübers. Es zählen dann die eigenen Vorstellungen, Pläne, Vorhaben. Die eigene Sicht der Welt und der eigenen Existenz ist äußerst beschränkt. Das ist nicht das Leben, wie Gott es sich für uns vorstellt. Der Mensch braucht das Du, die Abstimmung mit dem anderen, die andere und vielleicht manchmal auch grundsätzlich gegensätzliche Meinung. Im Miteinander entsteht Kreativität, im gemeinsamen Suchen, Fragen, Reden und Überlegen entsteht das, was uns weiterbringt. Allein blieben wir bei uns und denken, was wir schon immer gedacht haben. Wenn schon Gott beim Werk seiner Schöpfung sich ein Gegenüber gesucht hat, zeigt das, wie wichtig er Beziehung nimmt. Der gemeinsame Austausch erweitert unseren Horizont. Die gegensätzliche Meinung fordert uns heraus. Der Unterschied zum anderen macht uns reich, denn wir überschreiten unsere engen Grenzen. Deshalb will Gott Beziehung, Deshalb bleibt Gott nicht im Himmel und weist uns keinen eigenen Platz fern von ihm zu. Er sucht den Kontakt zu uns Menschen – denn daraus entsteht Leben, Kraft, Energie, Freude, die neuen Möglichkeiten Gottes.

Den eigenen Platz finden (1. Mose 1,9-10)

Dass Gott oben im Himmel wohnt und den Menschen unten auf der Erde ihren Platz zuweist, hat nichts mit Hierarchie zu tun. Gottes Platzanweisung für den Menschen hat seinen Grund in der Fürsorge Gottes für ihn: Der Mensch braucht Boden unter den Füßen, er bedarf eines

sicheren Fundaments – nicht nur, um fest zu stehen, sondern vor allem, um sich selbst zu verstehen. Der Mensch muss sich verorten können, er ist auf klare Bezugspunkte angewiesen, um sich selbst zu spüren. Indem er seine Umgebung begreift, begreift er sich selbst. Er erforscht seine Umgebung und stellt damit Bezüge zu sich selbst her und findet dabei heraus, wer er ist. Würden ihm diese Bezugspunkte fehlen, würde er abheben, würde er anfangen zu schwimmen. Deshalb ist es nötig, dass Gott dem Menschen ein sicheres und trockenes Plätzchen anbietet, wo er sich niederlassen und zu Hause sein kann.

Dieses Stück trockene Erde, geschieden von der Unbeständigkeit des Meeres, gehört dem Menschen, es ist seins. Es ist sein Platz in dieser Welt. Es ist gut, wenn jeder diesen Platz kennt und wenn jeder „meins“ sagen kann. Es gibt für jeden Menschen einen solchen Platz, den er suchen, finden und beziehen darf. Die Erde ist ausreichend groß und Gott hat jeden im Blick. Seine Platzanweisung für jeden ist ausreichend – mehr noch: genau zutreffend. Fatal ist es, wenn einzelne Menschen ihren Bereich vergrößern, „Acker an Acker rücken“ (Jesaja 5,8), nicht mit ihrer Zuweisung Gottes zufrieden sind, sondern mehr wollen. Dann wird es für andere Menschen eng – oder es fehlt ihnen Platz für sich selbst, sie werden vertrieben von dem, was ihnen von Gott her zustehen würde. Weil es Menschen gibt, die zu viel für sich beanspruchen, fehlt anderen der Raum für ihr Leben. Die Folge sind Flüchtlingsströme, Menschen suchen nach ihrem Ort und finden ihn nicht.

So ist es generell: Wenn Menschen die Betriebsanleitung Gottes nicht befolgen, geht es schief. Gottes Himmel öffnet sich nicht mehr, das Land bleibt trocken oder der Himmel öffnet sich nur noch impulsiv und schwere Stürme sind die Folge. Gewässer trocken aus, Landschaften verändern sich und werden unbewohnbar, sie veröden, weil die Wasserspeicher leer sind. Der Wohnraum für die Menschen verringert sich. Das Meer überschreitet seine Grenzen, denn die Klimaveränderung lässt die Meereshöhe ansteigen. Wäre der Mensch mit seinem Platz zufrieden und würde er das bebauen, versorgen und bewahren, was ihm Gott zuteilt, wäre die Welt insgesamt bewohnbarer, jeder hätte Raum für sein Leben und das Gefühl, dass Gott fern ist, würde gar nicht erst aufkommen. Jeder könnte mit dem zufrieden sein, was er hat, und alles wäre gut. So hat es Gott gedacht. Er gestaltete die Erde so, dass Raum entstand, er schuf eine abwechslungsreiche Landschaft aus Erde und Wasser, der Platz, den er dem Menschen zuwies, damit er ihn entdecken und besiedeln könnte. Einen weiten Raum für jeden, viel Platz zwischen den Menschen, um ihn mit Begegnungen und Beziehungen zu füllen. Wege, die sich auftun zwischen dir und mir. Eine weite Landschaft, in der Gastfreundschaft gelebt werden kann. Ganz unterschiedliche Bereiche, so wie es zu jedem passt. Die Landkarte Gottes schafft Möglichkeiten zur Entfaltung: Jeder findet seinen Spiel- und Lebensraum. Die Menschen machen sich auf, die Fülle zu entdecken, sie erforschen die unterschiedlichen Gegenden, sie reisen, wandern und verweilen dort, wo es gut für sie ist. Sie füllen den Raum aus, den Gott ihnen zur Verfügung stellt – aber sie beanspruchen für sich nur so viel, wie sie für ihr kleines Leben benötigen. Sie lassen sich nieder und wissen, dass der Platz, den sie bewohnen, nur vorübergehend ihnen gehört. Nichts ist auf Dauer ihr Besitz. Irgendwann ist ihr Leben zu Ende und andere werden diesen Platz einnehmen. Diese Erkenntnis macht sie klug, denn sie wissen, dass sie nicht mehr erwerben müssen, als es ihrem eigenen kleinen und kurzen Leben dient (Psalm 90,12).

Kein Mensch ist allein auf dieser Welt, jeder hat Nachbarn und gehört in einen größeren Zusammenhang. Sein Umfeld prägt sein Leben. Wohnt er in engen Wohnbereichen, zusammengepfercht mit anderen in überfüllten Quartieren, tut ihm das nicht gut. Der Mensch ist auf Weite, auf einen großen Raum angelegt (Psalm 31,9). Er benötigt den Platz zur Entfaltung, den Blick zum Horizont, die räumliche Nähe, die er aufsuchen und wieder

verlassen kann. Der Raum zwischen dir und mir ist nötig, um sich auf den Weg machen zu können zum anderen, um ihn zu füllen mit einem guten, freiwilligen, selbstbestimmten Miteinander. Enge macht den Menschen unruhig und aggressiv, er fängt an um seinen Platz zu kämpfen, denn er fühlt sich festgelegt und bedroht. Zu Gottes Raum für jeden Menschen auf dieser Erde gehört Freiheit und Selbstbestimmtheit, die große, herrliche Weite Gottes. So kann der Mensch sesshaft werden, ohne festgelegt zu sein. Er kann sich einfügen und ist trotzdem eigenständig. Er lässt sich nieder und ist innerlich frei. Er ist bei sich zu Hause und kann zum Gastgeber für andere werden.

So schafft Gott die Erde weit und groß. Er formt eine Landschaft mit vielen herrlichen und immer wieder neuen überraschenden Plätzen. Wir kommen nicht ans Ende, immer wieder neue, herrliche Ausblicke zu entdecken oder auf verwunschene Ecken zu stoßen. Die Erde ist der Raum für den Menschen, genügend Platz für jeden, seinen Ort zu finden, wo er sich niederlassen und wohlfühlen kann. Die Menschen dürfen den Raum Gottes ausfüllen, seinen guten Boden besiedeln, sich verorten und festmachen – um dann auch wieder aufzubrechen und neue Plätze zu entdecken. Das gute Land Gottes für jeden gibt Sicherheit und Geborgenheit, das feste Fundament weckt Selbstvertrauen und gibt Mut zu neuen Entdeckungen. Wer weiß, wo er hingehört, weiß auch, wer er ist. Er ist mit sich im Einklang. Die Heimat, sein Ort, gibt ihm seine Identität – die er für sich und nicht gegen den anderen lebt. Denn jeder ist von Gott beschenkt – mit Raum, mit Land, mit Weite, mit Heimat. Wo der Mensch zu Hause ist, ist Gott gegenwärtig.

Wo allerdings einer dem anderen diese Plätzchen streitig macht oder missgönnt, weicht der Frieden und die Zufriedenheit. Wo man denkt, man müsste mehr haben, wäre am falschen Platz, wird es ungemütlich. Die Geborgenheit einer von Gott erfüllten Landschaft macht einer bedrohlichen Leere Platz. Der sichere Raum ist aufgehoben. Grenzen, Zäune, Mauern entstehen. Der Zwischenraum Gottes, der für das zwischenmenschliche Miteinander vorgesehen war, wird eng. Weil man nicht mehr weiß, wer man ist und was man hat, verteidigt man sein kleines Leben, seinen geringen Besitz, seinen Raum. Was ausreichend wäre, wird als zu gering eingeschätzt. Was Gottes Geschenk war, wird zum Besitz, der erhalten werden muss. Gottes Weite wird zum Kriegsschauplatz, der Horizont wirkt bedrohlich und muss erobert werden. Land wird geraubt und neu verteilt. Aus Gottes passender Zuordnung entsteht das Gefühl von Ungerechtigkeit und Besitzstandsdenken. Das gute Land Gottes, erfüllt mit Harmonie und Frieden, wird zum Kampfplatz egoistischer Bedürfnisse. Dabei würde es für alle reichen, hätte jeder sein Plätzchen, das ganz ideal und gut zu ihm passt. Der ursprüngliche Platz für jeden Menschen ist der Garten Eden. Hier ist es für alle sehr gut, hier findet jeder „seins“. Aber diesen wundervollen Gottesraum, dieses kostbare Stückchen Erde, haben wir Menschen durch eigene Schuld verloren. Seither irren wir auf der Suche nach unserer ursprünglichen Heimat durch die Welt – und finden sie nicht.

Lebensenergie (1. Mose 1,11-13)

Wo der Mensch an seinem Platz ist und Verantwortung für sich und seine Umgebung übernimmt, entsteht Frucht, Zukunft, Hoffnung, Leben. Dort ist es gut – für alle Menschen. Dort findet sich Platz für jeden: Bäume spenden Schatten, die Quellen sauberen Wassers laben die Durstigen, Gras, Kräuter und Gemüse nähren Menschen und Tiere. Es ist gut und wohltuend, sich auf grünen Auen zu lagern (Psalm 23) – vor allem, wenn wir uns klarmachen, dass diese herrlichen Orte der Ruhe und des Friedens ganz besondere Geschenke Gottes sind. Ein Abbild des Garten Edens, eine Erinnerung an die Zeit, als Gott und Mensch noch

sehr vertraut miteinander waren. Das Leben des Menschen wird fruchtbar, wenn er an dem Ort, den Gott für ihn vorgesehen und optimal vorbereitet hat, eingepflanzt ist wie ein Baum, der seine Wurzeln an Wasserbächen in die Tiefe treibt (Psalm 1): Der Mensch wächst, erneuert sich und bringt Frucht „zu seiner Zeit“. Was er macht, gerät wohl. Warum ist das so? Weil der Erdboden fruchtbares Land ist. Es wächst von selbst! Gottes Wachstumsenergie bringt alles zur Entfaltung. Jesus macht das deutlich: „Von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre“ (Markus 4,28).

Gott stellt den Menschen fruchtbares Land zur Verfügung. Er legt in alles, was er entstehen lässt, den Lebenskeim. Nur er erschafft das Leben, Wachstum können wir nicht machen, das geht von selbst, weil Gott in alles seine Lebensenergie gepflanzt hat. Gott macht es! Weil Gott es will, wird es: Wir Menschen stehen dabei und schauen, zu ohne dass wir irgendetwas dazu beitragen könnten. Wir können das Wachstum höchstens hindern oder ein wenig fördern – aber wir können es nicht erzeugen. Was der Mensch benötigt, ist Geduld und den Glauben, dass es wird – weil Gott es macht: „Sollte Gott etwas unmöglich sein?“ (1. Mose 18,14). Gott spricht zur Erde, dass sie Gras und Kraut aufgehen lassen soll, damit Samen entsteht, fruchtbare Bäume aufwachsen und jeder nach seiner Art Früchte trägt. Alles Wachstum entspringt Gottes Lebensenergie. Nicht der Boden ist es, sondern das, was Gott in ihn an Lebenskraft hineinlegt. Egal, wo wir sind, egal, wo wir uns niederlassen, egal, in welchen Umständen wir uns befinden: Gottes Lebenskraft ist überall und in allem. Von dieser Lebensenergie leben wir, lebt jeder Mensch. Umsonst bekommen wir sie (Matthäus 10,8). Wir können sie uns nicht erwerben – wir nehmen sie an als Gottes großzügiges Geschenk.

Der Boden, auf den uns Gott stellt, ist immer fruchtbares Land. Nur dort, wo wir ihn verschmutzen, zerstören wir auch unsere Lebensgrundlage. Alles, was wir an Altlasten vergraben, hindert Gottes Wachstumsmöglichkeiten, zerstört das Leben. Überall, wo der Mensch sich zum Herr über das Leben aufspielt und Wachstum selbst machen will, verschwindet die Lebensenergie Gottes, das Leben wird mühsam. Wo Menschen das, was sie von Gott umsonst bekommen könnten, sich mit Gewalt nehmen, schreit der blutgetränkte Boden zu Gott (1. Mose 4,10). Zunächst scheint das eigene Tun erfolgreich zu sein. Zuletzt aber werden die eigentlichen Motive offenbar, denn das Böse wächst sich aus und zeigt sich als unfruchtbares Unkraut, als das Eigengewächs des Menschen, das keinen nachhaltigen Bestand hat (Matthäus 13,24-30). An den Früchten wird letztlich ersichtlich, was von Gott kommt und was menschlich gemacht ist (Matthäus 7,16-20).

Wir Menschen sind herausgefordert, staunend zuzuschauen, wie Gott am Werk ist. Wir treten zurück und lassen ihn machen. Überall ist er dabei, sein Leben zu entfalten. Es ist besser, wenn wir ihm nicht ins Handwerk pfuschen, wir würden sein gutes Werk nur verderben. Unsere Aufgabe ist es abzuwarten, bis es wird, das Eigene loslassen und mit großer Gelassenheit wahrzunehmen, wie Gott handelt. Wir können nichts beschleunigen, nichts erzwingen, nichts aus uns selbst produzieren. Wir sind die Empfänger des Lebens, nicht die Erzeuger. Wo Menschen das verwechseln, geht es schief. Wir können nur deshalb gestalterisch tätig sein, weil Gott seinen Lebensimpuls gibt und die Möglichkeit des Wachstums grundsätzlich angelegt hat. Wir profitieren von Gottes Schöpfermacht in allem, was wir tun. Wir können nur das tun, was er zuvor bereitet hat (Epheser 2,10). Das sollte uns demütig und dankbar machen. Die Wachstumsenergie Gottes in uns, sein Leben, ist stärker als alles andere. Sie setzt sich durch – wenn wir ihr Raum geben. Wir folgen seinen Wachstumsimpulsen. Wenn wir uns fragen, was gut und sinnvoll in unserem Leben ist, dann erkennen wir es daran, dass Frucht wächst, Gutes entsteht. Wenn die Menschen das von Anfang an verstanden hätten, wäre der Baum der Erkenntnis nicht zur Versuchung für sie

geworden. Denn dann hätten sie gewusst, dass das für sie gut ist, was von Gott kommt – und deshalb Frucht bewirkt, Zukunft hat und Hoffnung gibt. Der Sündenfall ist der Versuch des Menschen, Kontrolle über das Leben auszuüben, das selbst zu machen, was allein Gottes Werk ist: das Leben in seinen vielen Facetten. Gottes Schöpfung funktioniert von selbst! Gott hat alles so konstruiert, dass der Lebensimpuls, den er eingepflanzt hat, sich durchsetzt und alles erhält. Problematisch wird es nur, wenn sich der Mensch ans Werk macht und denkt, er könnte es anders oder besser. Dann konstruiert er eine eigene Betriebsanleitung für das Leben, aber die funktioniert nicht. Denn der Erfinder und Konstrukteur des Lebens ist allein Gott. Beginnen wir an seinem Werk herumzuschrauben, macht wir es nur kaputt. Wir sollten die Hände davon lassen.

Alles ist gut! (1. Mose 1,14-19)

Wir können Gott glauben, dass er es gut macht. Der Mensch kommt in eine komplett eingerichtete Welt. Gott hat alles optimal organisiert, sodass das Leben gedeihen kann und der Mensch sich wohlfühlt. Die Umstände sind auf den Menschen hin zugeschnitten: Die Zeiträume sind genau richtig für ihn: seine Lebenszeit ist so berechnet, dass er ein volles, sattes und gutes Leben haben kann, in dem vieles möglich ist, das dann aber auch zu Ende geht, also nicht unbegrenzt ist. Das macht die Zeit wertvoll. Das Jahr schafft Abläufe und Wiederholungen in genau den richtigen Abständen, das Leben ist abwechslungsreich und doch wiederkehrend gleich. Die Woche ist genau richtig, um planen zu können. Sie ist überschaubar und hilfreich, das Leben in den regelmäßigen Vollzügen zu gestalten. Der Tag ist exakt die richtige Stundenanzahl, um das Heute in sinnvoller Weise zu leben. Sinnvoll heißt: Jeder hat *seine* Zeit, jeder hat die *gleiche* Zeit, jeder gestaltet selbst das für ihn passende Maß von Arbeit, Ruhe, Begegnung, Rückzug, Vorangehen und Abwarten.

Gott gibt jedem seine Zeit, den richtigen Zeitraum, die richtige Lebenszeit. Die Bedingungen setzt Gott, den Rahmen unseres Lebens bestimmt er. Er hat alles für uns stimmig eingerichtet, sodass in uns ein Gefühl unser Leben bestimmt, dass alles gut ist. Die Umstände stimmen. Unsere Aufgabe ist, die Gegebenheiten so anzunehmen, wie sie sind, nicht gegen die Vorgaben aufzubegehren. Wer sagen kann: „Das ist mein Leben!“ und damit zufrieden ist, wie es ist, hat mehr vom Leben. Denn es ist alles da, was für das eigene Leben nötig ist. Die innere Zufriedenheit und die Annahme der Lebensumstände gibt Gelassenheit. Sie schafft einen tiefen Frieden in uns – und der stahlt aus. Die Panik und die Angst, ich könnte zu kurz kommen, ich hätte zu wenig, hat keinen Raum. Der Vergleich mit anderen Menschen ist nicht niederschmetternd oder bedrohlich: Ich habe *mein* Leben. Dieses Leben schenkt mir Gott – und deshalb ist es gut so, denn ich weiß: Bei Gott geschieht das, was geschieht, zur rechten Zeit und am richtigen Ort. Gott füllt meine Tag mit sich selbst. Wenn dagegen die Umstände meines Lebens zu meinem Feind werden und ich gegen sie aufbegehre, wird meine Zeit zur Unzeit und mein Leben zum Kampf. Das Gefühl breitet sich aus: Es ist zu wenig! Ich schaffe es nicht! Es müsste mehr geben! Ich komme zu kurz! Das führt zu Hektik, Hetze, Stress. Ich renne mir selbst hinterher und versäume es dabei zu leben. So ist das von Gott nicht gedacht. Ich kann ihm vertrauen, dass er es gut mit mir meint, dass er mir alles gibt, was für mich gut ist. Es ist alles da, was ich zu meinem Leben brauche. Mein Leben hat für mich die besten Bedingungen, denn die Voraussetzungen stimmen: Gottes Liebe zu mir und seine Fürsorge für meine Lebensgestaltung. Diese Erkenntnis macht mein Leben leichter. Wenn ich annehme, was ich habe, ist es ausreichend.

„Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ (1. Mose 8,22) ist meine Zeit. Sie ist mir von Gott zugeordnet und Gott verspricht, dass er mich nicht verlassen wird und dass er bei seinen Zusagen bleibt, unumstößlich und absolut sicher. Gott verlässt seine Welt nicht, das ist seine Garantieerklärung. Ich kann mich darauf verlassen. Gott hat diese Welt für mich eingerichtet und er überlässt sie mir zu meinem Gebrauch. Gleichzeitig garantiert er mir ein unbegrenztes Verfallsdatum. Denn Gott ist der Beständige, er hält die Welt in seiner Hand, lässt sie niemals los und gibt sie nicht der Willkür anderer Mächte preis. Diese Welt ist nicht mein Gegner, sondern der Ort, wo ich mich mit meinen Gaben und Möglichkeiten einbringen kann. Ich darf in ihr leben und dabei erleben, dass das so stimmig für mich ist. Das Gefühl: „Alles ist gut!“ entlastet – vor allem, weil ich weiß, dass alles gut ist, weil Gott es gut macht. Ich kann ihm vertrauen – auch wenn es Frostzeiten und Nachtstunden gibt! Alles hat seine Zeit – *meine* Zeit.

Aber es ist nicht Schicksal, das ich anzunehmen habe, ohne es zu verstehen. Jeder darf sein Leben gestalten und begreifen, wie es von Gott gedacht ist. Die Welt, die gute Schöpfung Gottes, atmet aus allen Poren Geborgenheit. Die Welt ist kein unlösbares Rätsel, sondern bietet die Möglichkeit für tiefe Erkenntnisse: Warum ist das so? Wie dient mir das? Was will ich? Es gibt Orientierungspunkte – am Himmel, auf der Erde, in meinem Herzen. Ich begreife, dass es Licht und Dunkel gibt. Ich verstehe die Zusammenhänge, denn alles hängt zusammen und ich bin ja selbst ein Teil davon. Ich begreife mich in diesem großen Kosmos – und erkenne dabei meine Verantwortung: Was ist mein Teil an dieser Welt? Ich bin herausgefordert, mich zu entscheiden: Was will ich? Wohin gehöre ich? An welchen Orientierungspunkten halte ich mich fest? Wie verstehe ich die Zusammenhänge? Was ist für mich Tag? Was ist für mich Nacht? Was ist für mich richtig, was ist falsch? Was gibt mir Halt, wenn es dunkel ist? Was begeistert mich im Licht des Tages? Diese von Gott eingerichtete Welt kann ich für mich gestalten, dass sie für mich passt und dieses Leben zu meinem Leben wird. Das Leben des Menschen bewegt sich zwischen Licht und Finsternis. Jeder entscheidet sich auf seine Weise, wie er leben will. Welches Licht bescheint mein Leben?

Neben fruchtbarer Erde, dem Wachstumsimpuls der Erde, ist das Licht ein weiteres Element, das Leben ermöglicht. Gott gibt mir einen Platz, der mir gehört, wo sich sein darf. Gott legt in mich die Möglichkeit, mich zu entfalten: Ideen, Gaben, Möglichkeiten, fruchtbare Impulse. Und er erleuchtet alles mit seiner Lebensfreude. Ich sehe und verstehe. Ich erkenne und bin erkannt. Es ist alles klar und offensichtlich. Alles fügt sich zueinander. Es ist vollkommen klar, dass Gott es ist, der mir diese Zusammenhänge ermöglicht, Erkenntnis schenkt und hilft, meine Lebenszeit mit seinem Leben zu erfüllen. Ich tappe nicht im Dunkeln, ich gehe nicht in die Irre. Es gibt eine Perspektive, eine Zukunft, einen Weg für mich. Ich muss diesen Weg nicht mühsam suchen, sondern darf ihn gehen – im Licht der Gegenwart Gottes, am Tag und in der Nacht: „Und wanderte ich auch im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir“ (Psalm 23,4). Deshalb ist alles gut. Gottes Betriebsanleitung weist mich an, ihm in allem zu vertrauen. Dann ist alles auch gut für mich.

Ganz tief in uns hat sich Gott einen Platz für sich reserviert und eingerichtet. In unserem hintersten Herzenskämmerchen ist er zu Hause. „Geh in dein Kämmerlein, zu deinem Vater, der im Verborgenen dir nahe ist“ (Matthäus 6,6). Wenn du dich in dich zurückziehst, dann stößt du auf ihn. Immer wenn es uns gut geht, scheint das Licht Gottes in uns hell. Wir sehen ihn und beten ihn an. Wenn wir nicht weiterwissen und es dunkel ist, schenkt Gott Erleuchtung. Sein Licht ist dann wie ein Scheinwerfer, der unseren Weg hell macht und Orientierung gibt. Wenn wir ihn bitten, wird er uns erleuchten (Offenbarung 22,5). Wenn es uns schlecht geht und wir im Finstern tappen ist, blinken die Sterne, und wir ahnen die Größe

Gottes, seine Tiefe und Weite. Das gibt uns Trost. Das Licht in uns ist der Heilige Geist. Er ist das Navigationsinstrument in uns, der Urimpuls Gottes, sein Licht in der Nacht, der Suchscheinwerfer, wenn wir uns verirrt haben. Der Mensch ist aus dem Paradies vertrieben, aber Gott geht mit uns in die Fremde. Er hat seine Wohnung in uns nicht aufgegeben. Er ist immer bei uns – auch außerhalb des Paradieses. Gottes Gebrauchsanleitung für unser Leben gilt für jede Situation. Durch sie sind wir mit ihm verbunden. Sie ist nicht nur ein Stück Papier, sondern eine tiefe Beziehung.

Lebendigkeit (1. Mose 1,20-23)

Je weiter Gottes Werk fortschreitet, desto mehr nimmt es an Vielfalt und Komplexität zu. Nach den großen Linien kommen nun die Details. Die Schöpfung wird von Gott in äußerst kreativer Weise ausgestaltet. Das Meer wimmelt von den unterschiedlichsten Formen und Farben. Das Leben entfaltet seinen äußersten, unvorstellbaren Reichtum – bis heute teilweise unentdeckt und immer wieder neu. Die Luft ist erfüllt vom Geschwirr und Gezwitscher der Vögel. Auch hier kennt die Buntheit und faszinierende Ausgestaltung des Lebens keine Grenzen. Warum ist das so? Gott zeigt sich verschwenderisch. Der Schöpfer ist unendlich kreativ. Es geht nicht um den Sinn und Zweck des Lebens, sondern um Schönheit und Unbekümmertheit. Gott freut sich an diesem Reichtum. Er ist ein Ausdruck seiner Größe. Die ganze Schöpfung ist erfüllt von dieser überbordenden Fülle. Gott lacht und ist selbst fasziniert über seine Ideen und die unbegrenzten Möglichkeiten des Lebens. Die Schöpfung strotzt vom Übermut des Schöpfers. In diese Welt wird der Mensch gesetzt als Nutznießer dieser Fülle. Er kann nur staunen, sich mitfreuen an der Schaffensfreude Gottes. In jedem Lebewesen erkennt er die Größe und Allmacht Gottes. Das macht ihn demütig und lässt ihn erkennen, dass er nur ein kleiner Teil eines gewaltigen Systems ist. Diese Erkenntnis ist wichtig, denn sie gibt ihm einen Auftrag.

Der Mensch soll die Schöpfung nicht beherrschen, sondern verwalten. Er soll sie ordnen, aufgliedern in verschiedene Bereiche – aber nicht kontrollieren. Er soll sie sich vertraut machen, denn damit macht er sich Gott vertraut. Er soll sehen und verstehen – und vor allem staunen. Er soll einen Bezug herstellen zwischen sich und dem, was Gott alles geschaffen hat. Es geht nicht um Ausbeutung, sondern um eine Gegenüberstellung. Die Schöpfung hat nicht die Aufgabe, ihm zu dienen, sondern er dient ihr. Das Ziel seiner Forschertätigkeit ist nicht, dass er sich zum Herr von allem macht, sondern dass er sich einfügt. Seine Verantwortung ist, die Vielfalt zu erhalten, dafür zu sorgen, dass jedes Lebewesen (und sei es noch so seltsam) seinen Platz bekommt. Das wird ihm gelingen, wenn er begreift, wie alles zusammenhängt. Jeder Teil des Lebens ist wichtig und hat eine Bedeutung für die anderen Teile. Wird ein Teil ausgerottet, ist alles gefährdet. Die Vielfalt der unterschiedlichen Lebensformen ist ein Beweis für Gott. Wird sie reduziert, wird Gottes Größe geschmälert, wird Gottes Kreativität reduziert und sein Wirken beschränkt. Der Mensch wird ärmer. Die Bewahrung der Schöpfung ist deshalb eine der Grundaufgaben des Menschen. Er bewahrt sie nicht nur um ihretwillen (um ihrer faszinierenden Buntheit willen), sondern vor allem um seinetwillen. Der Mensch ist ja selbst ein Teil von ihr. Und die großzügige Vielfalt Gottes ist ein besonderes Geschenk an den Menschen. Das sollte er nicht gering achten und verderben! Die Schöpfung ist um ihrer selbst willen da und zur Freude für den Menschen – nicht dazu, um ausgebeutet und verbraucht zu werden. Geht es nur um Zweck und Wirtschaftlichkeit, Konsum und Kommerz, geht die Freude verloren, die Unbekümmertheit, das Spielerische des Lebens, die Kreativität und Lust am Gestalten – eben all das, was Gott

ausmacht. Dann geht Gott verloren und der Mensch wird zum Maß der Dinge. Aber dann ist auch er verloren.

Der Mensch ist herausgefordert, behutsam zu beobachten, sich vorsichtig Gottes Schöpfung zu nähern. Still staunend dabei zu sein, wenn die unterschiedlichen Lebewesen ihr Leben ausformen, wenn die Fische ihrer Wege ziehen, die Schwärme sich zusammenfinden, die Welten unter Wasser ganz eigene neue Sichtweisen eröffnen. Staunend zu beobachten, wie die Vögel ihre Nester bauen, hingebungsvoll ihre Jungen großziehen und scheinbar mühelos die Schwerkraft überwinden. Ihre Leichtigkeit und Eleganz macht nur noch mehr deutlich, wie schwerfällig und plump der Mensch ist. In den Tieren des Meeres und den Vögeln unter dem Himmel begegnet der Mensch dem ganz anderen. Er versteht, dass es mehr gibt, als er es sich denken kann, und die möglichen Lebenswirklichkeiten seine Vorstellungen überschreiten. Wenn er das akzeptiert und wenn er seine eigene Begrenzung annimmt, dann weitet sich sein Horizont, dann öffnen sich neue Welten für ihn. Wenn er nur bei sich bleibt und danach fragt, wie ihm das alles dienen könnte, bleibt er klein, beschränkt, ein armer, selbst bezogener Tropf.

Die Schöpfung Gottes birgt die Möglichkeit, die Begrenzung des Menschen aufzuheben. Der Mensch wird reich, wenn er das erkennt und wenn er sich als Teil des großen Ganzen versteht. Er ist der ständigen Versuchung zur Machbarkeit der Dinge enthoben. Er ist passiv, Zuschauer der Größe Gottes. Er muss es nicht machen, sondern nur dabei sein, schauen und staunen: Gott ist unglaublich groß! In der gewaltigen Schöpfung begegnet er der Größe Gottes. Es tut dem Menschen gut, wenn er begreift, dass die ungeheure Größe Gottes ihn selbst aufwertet, denn dieser Gott hat alles dem Menschen vermacht, in seine Hände gelegt. Wenn er den Auftrag der Bewahrung der Schöpfung annimmt, wird er zum Mitgestalter der Herrlichkeit Gottes. Gott befördert den Menschen zu seinem Mitarbeiter an seinem Werk. Er gibt den Menschen einen Verstand, der ihm hilft zu verstehen, wie das Leben funktioniert. Der Mensch ist in der Lage, die Zusammenhänge zu begreifen. Mehr und mehr wird ihm deutlich, wie komplex alles zusammenhängt, wie verletzlich das Leben eigentlich ist. Je mehr er begreift, desto mehr erkennt er, dass er in Wirklichkeit nichts weiß. Die Zusammenhänge des Lebens sind so fein ab gestimmt und so exakt aufeinander eingespielt, dass das nur Gottes Werk sein kann. Der Mensch begreift zunehmend die Zusammenhänge – aber je mehr, desto deutlicher entziehen sie sich seinem direkten Eingriff. Er muss es lassen, er muss es entstehen lassen, er muss es Gott überlassen. Gottes Betriebsanleitung warnt ihn: Greif nicht ein. Zerstöre den Kern des Leben nicht durch deine Eigenmächtigkeit. Das Innerste der Schöpfung unterliegt nicht deiner Zuständigkeit. Mischst du dich ein, zerstörst du Gottes gutes Werk, zerstörst du deine Lebensgrundlage, zerstörst du dich. Gott sagt: Mensch bewahre, was du hast, und freue dich daran.

Gott sieht an, was er gemacht hat – und er findet es gut. Er freut sich: über sein Werk, über sich, über alles, was ihm so gut gelungen ist. Gott ist zufrieden – dann können wir auch zufrieden sein. Wenn Gott sein Werk gut findet, dürfen wir das Werk unserer Hände auch gut finden. Wir müssen das, was wir mit unseren geringen Möglichkeiten schaffen, nicht schlechtmachen. Es ist gut, weil Gott gut ist, der uns an dieses Werk gestellt hat. In Gottes Schöpfung spüren wir in allem dieses „Gut“ Gottes, seine Zufriedenheit. In allem, was wir tun, haben wir Anteil an dieser Zufriedenheit. Wir können sie für uns annehmen und deshalb gleichermaßen zufrieden sein – in unseren Grenzen, in unserem Rahmen. Wir sind zufrieden, weil Gott zufrieden ist – mit dieser Welt und mit uns. Wir gehören ja zu dieser Welt. Zufriedenheit schafft Frieden, lässt uns Ruhe und Geborgenheit empfinden. Wir schaffen Gutes, weil Gott gut ist. Wir sind eingehüllt in einen Kosmos der Herrlichkeit Gottes,

wir sind umgeben von Schönheit und Fantasie. Wir leben in gesunden Bezügen. Wir nehmen und wir geben. Wir begreifen wenig, aber wir verstehen, dass Gott alles in allem ist. Und wenn schon diese Schöpfung so vielfältig, bunt, erheiternd schön und aufbauend ist, ist es Gott noch viel mehr. In allem spüren wir den Segen Gottes. Der Segen macht fruchtbar, schafft dem Leben Raum. Der Segen mehrt sich, er wird nicht weniger – auch wenn er sich austeilt. Der Segen Gottes pflanzt sich fort, wird immer wieder neu geboren, ist in jeder neuen Generation frisch und kräftig. Alles ist erfüllt vom Segen, der Schöpferkraft Gottes – bis hinunter in die tiefsten Tiefen des Meeres und bis hinauf in die atemberaubenden Höhen des Himmels. Alles ist voll von Gottes fruchtbarem Leben, das sich immer wieder neu erzeugt, nie am Ende ist und sich in unverschämter Weise fortpflanzt. Das Leben, das von Gott kommt, lässt sich nicht hindern!

Menschlichkeit (1. Mose 1,24-25)

Der Mensch muss begreifen, dass vor ihm die Tiere geschaffen wurden. Er muss sich eingliedern in die Spezies der Säugetiere, die mit ihm am 6. Tag erstanden. Er hat viel gemein mit seinen Mitgeschöpfen – vielleicht mehr, als ihm lieb ist. Von allen Säugetieren, die von Gott an einem Tag erschaffen wurden, funktioniert die Nahrungsaufnahme auf ähnliche Weise. Sie sind darauf angewiesen, dass es Futter gibt und dass die Ausscheidungen funktionieren. Da muss sich der Mensch auf seine kulturelle Entwicklung gar nichts einbilden! Er ist genauso ein Tier wie andere auch, er frisst, um leben zu können – auch wenn er das (normalerweise) mit Messer und Gabel tut und dabei an einem Tisch sitzt. Steht kein Futter zur Verfügung, geht er ein. Die Angst zu verhungern treibt ihn an und aus der Sorge, er könnte zu wenig zum Leben haben, legt er Vorräte an. Die Abhängigkeit von der Nahrungsaufnahme macht den Menschen empfindlich – vielleicht sogar ängstlich. Er fühlt sich verunsichert, er muss sich ja ständig darum kümmern, dass er etwas zwischen die Zähne bekommt. Er ist abhängig von seinen Bedürfnissen. Aus der Unsicherheit heraus wurden schon Kriege geführt, andere Menschen beraubt und übervorteilt. Da muss man sich nichts vormachen: der Mensch ist nicht anders als viele Tiere, er kümmert sich um seinen Magen und wird ungemütlich, wenn er Hunger hat. Die großartigen Fortschritte der Zivilisation haben nicht viel geändert. Der Mensch ist abhängig von basalen Vorgängen: er friert, er hungert, er wird krank, er braucht einen Schlafplatz. Er ist nicht der Herrscher seines Lebens, er hat nicht alles im Griff. Er ist abhängig von seinen Bedürfnissen und zutiefst verletzlich. Er kann nicht allein sein, er braucht die anderen. Das zu erkennen, würde den Menschen klug machen, seine Verletzlichkeit könnte ihm helfen, den richtigen Umgangstil mit anderen Menschen zu finden. Denn letztlich sind in dieser Verletzlichkeit alle gleich. Wenn wir uns miteinander um unsere Bedürfnisse kümmern würden, wenn jeder dafür sorgen würde, dass alle das zum Leben haben, was sie brauchen, dann wäre die Bedürftigkeit des Menschen nicht beschämend, sondern sozial bereichernd: Wir sind aufeinander angewiesen! Niemand muss mehr haben als der andere, niemand Vorräte sammeln, während andere darben.

Unsere Bedürftigkeit macht deutlich, dass unser Leben gefährdet ist. Wir haben einen Leib, der nach seinen Bedingungen funktioniert. Es gibt Krankheit, wir sind verletzlich. Wir müssen auf uns achten, uns gut versorgen, ausgewogen ernähren, uns bewegungsmäßig fit halten. Der Körper, der uns geschenkt ist, ist nur vorübergehend unser Wohnort. Damit wir uns in ihm wohlfühlen, müssen wir ihn pflegen. Aber auch hier (wie beim Essen auch) kommt es auf das richtige Maß an. Unsere Verletzlichkeit verlangt nach Schutz und Aufmerksamkeit. Aber wenn wir uns nur noch um uns selbst kümmern, verlieren wir den nötigen Bezug zu unserer

Umwelt. In unserer Verletzlichkeit und Unsicherheit brauchen wir Schutz – mehr als wir ihn uns selbst geben könnten. Wir sind darauf angewiesen, dass die Mitmenschen mit uns schonend umgehen. Das Leben benötigt die anderen, die sozialen Bezüge. Auch das verbindet uns mit vielen Tieren, die in Rudeln leben und deren Überleben von einem sinnvollem Miteinander abhängig ist. Wir können von den Tieren, unseren Mitgeschöpfen, lernen, wie wir in guter, sinnvoller Weise zusammenharmonieren könnten. Gerade weil uns so viel verbindet, sind sie uns ein Gegenüber, das uns vielleicht in unserem Unmaß oder Übermaß korrigiert. Sie könnten uns ein Spiegel sein, denn die Tiere gehen nie über ihr Maß hinaus, während wir Menschen oft in unser Wut und Aggression maßlos sind. Von den Tieren könnten wir lernen, unser Leben miteinander zu teilen. An ihnen könnten wir Menschlichkeit lernen.

Wir haben die Aufgabe, die Tiere, die unsere Lebenswelt teilen, zu versorgen, zu bewahren und zu schützen. Dann versorgen sie uns mit Nahrung, Wärme, Nähe. Wir dürfen über sie herrschen, aber sie nicht beherrschen. Wir geben ihnen Namen, weisen ihnen ihren Raum zu, aber wir nutzen sie nicht aus. Wir lachen über sie, weil sie oft so unbekümmert menschlich sind, aber wir verspotten sie nicht – wir würden uns dabei ja selbst verlachen. Wir gehen freundlich, liebevoll mit ihnen um, denn sie sind uns ähnlich. Sie leiden wie wir, haben Schmerzen, spüren den Tod, lieben das Leben, gestalten den Raum, der ihnen zusteht. Im Umgang mit ihnen lernen wir Mitgefühl, vielleicht mehr als an Mitmenschen. Umgekehrt heißt das: Verlieren wir das Mitgefühl gegenüber den Tieren, werden wir auch in unserem menschlichen Mitgefühl ärmer. Und ein Mensch, der das Mitgefühl verliert ist schlimmer als ein Tier. So sind uns die Tiere als Mitgeschöpfe von Gott gegeben als Lernfeld, als gute Möglichkeit, unsere soziale Seite zu trainieren. Wir lernen von Tieren – und das tun wir, indem wir sie dressieren, sie uns unterordnen, sie für uns beanspruchen. Gleichzeitig dressieren wir uns selbst, ordnen uns dem Leben unter. Wir domestizieren die Tiere und schaffen dabei für uns eigenen Wohnraum und Heimat. Wenn es den Tieren gut geht, geht es uns gut. Wenn sie uns Nahrung geben, ist das nur möglich, weil sie selbst Nahrung bekommen. Sind sie gut versorgt, dann versorgen sie auch uns gut. Wenn wir die Tiere aufmerksam beobachten, verstehen wir die Welt ein bisschen besser. Wir begreifen, wie sich Gott diese Welt im Zusammenspiel der unterschiedlichen Ordnungen gedacht hat. Wir sehen die Zusammenhänge und uns als ein Teil der Ordnung Gottes. Wenn wir die Tiere aufmerksam beobachten, werden wir auf Gefahren hingewiesen, sie warnen uns, wenn es kritisch wird. Heute ist vieles kritisch geworden, wir sollten genau hinschauen: Vieles spitzt sich zu. Die Tiere spüren es als Erstes, denn sie sind von den Umständen stärker abhängig als der Mensch. Übersieht der Mensch die Unruhe der Tiere, hört er nicht, was sie ihm sagen, werden die Umstände auch für den Menschen nicht freundlich sein. Wenn ganze Arten aussterben, könnte es für den Menschen kritisch werden. Gott hat Mensch und Tier an einem Tag geschaffen, um ihn zu der Erkenntnis zu führen, dass es letztlich nicht auf ihn ankommt.

Was ebenfalls alle Säugetiere verbindet (und damit auch den Menschen), ist die Art der Fortpflanzung. Es beginnt damit, dass eine weibliche und eine männliche Art zusammenkommen und neues Leben aus dieser Begegnung gezeugt wird. Das ist alles ganz natürlich, nicht seltsam oder peinlich, denn es ist von Gott so geschaffen. Im Tierreich ist der Zeugungsakt nichts Animalisches, sondern eine normale Notwendigkeit. Zwei werden eins (zumindest für einen kurzen Moment) und daraus erwächst das neue Leben. Es folgt eine Tragezeit (oder menschlich: eine Schwangerschaft) und dann der Augenblick der Geburt. Das Wesen, das das Licht der Welt erblickt, benötigt nun Pflege, Betreuung und Erziehung. Es

wächst und wird groß, um dann zu seiner Zeit wieder neues Leben zu zeugen. Das ist der Lauf der Dinge. An den Tieren können wir es beobachten, ohne rot zu werden. Bei den Menschen ist es (meist) eher verdeckt, versteckt, verborgen, wenn das neue Leben entsteht. Doch die Möglichkeit, aktiv neues Leben entstehen zu lassen, gehört zu uns Säugetieren. Es liegt in unserer Hand, ob und wie neues Leben entsteht. Wichtig ist, dass weiblich und männlich zusammenfinden, die unterschiedlichen Arten, die gegensätzlichen Pole. Es muss etwas zusammenkommen, was es nicht immer leicht miteinander hat. Man muss sich annähern, die persönlichen Eigenarten und Vorlieben zurückstellen, sich aufeinander einlassen. Bereit sein zu geben (der Mann) und bereit sein zu nehmen (die Frau). Dazu braucht es einen Schutzraum, Geborgenheit, Vertrauen, das ist nicht nur ein technischer Vorgang (weder bei Tieren noch bei den Menschen). Im Moment der Fortpflanzung ist die Verletzlichkeit des Menschen am deutlichsten: Er zeigt sich, er öffnet sich, er wendet sich ganz zu. Jetzt ist es wichtig, dass Mitgefühl und Empathie gelernt wurde und die Annäherung behutsam geschieht, begleitet von Liebe und Zärtlichkeit. Gott hat den Vorgang der Zeugung, die ungeheure Möglichkeit, neues Leben zu schaffen, verbunden mit einem großen Maß an Verantwortung füreinander. Der Mensch wird von Gott zum Erzeuger neuen Lebens gemacht – aber zu dem Preis der Hingabe. Sexualität ist Lust und Last, Ermöglichung und Verantwortung, ein riesiges Geschenk der Freiheit und doch auch ein Dienst am anderen, der uns weitgehende Selbstaufgabe verlangt.

Vor dem Sündenfall ist die Fortpflanzung das Natürlichste von der Welt, schön, faszinierend, immer wieder Grund zum Staunen über den anderen und Gottes Schöpferkraft. Nach dem Sündenfall ist die Fortpflanzung Sex: schmerzhaftes Verlangen, unstillbare Lust, die Macht der eigenen Bedürfnisse über den anderen. Auch an diesem Punkt müssen wir immer wieder neu die Ordnung Gottes entdecken und zu dem zurückfinden, wie es ursprünglich gedacht war: das gemeinsame Zusammenwirken mit Gott an der Entstehung und Weitergabe des Lebens.

Allerdings schafft Gott an diesem 6. Schöpfungstag nicht nur die Säugetiere, sondern auch das Gewürm, das auf der Erde kriecht, den Gegensatz, den Gegenpol zu allem, was aufrecht geht. Die Größe Gottes lässt auch Unangenehmes zu. Bei Gott muss nicht alles nur schön und harmonisch sein. Er hält aus, dass es auch das andere gibt. Und damit versetzt er den Menschen in Schwierigkeiten: Er muss lernen, mit dem unangenehmen anderen umzugehen. Das betrifft die eigenen unangenehmen Gedanken und Empfindungen, die egoistische Lust, die verzehrende Sehnsucht, die falschen Begehrlichkeiten. Jeder Menschen muss lernen, mit dem „Gewürm“ umzugehen, es in Schach zu halten – oder sogar zu bekämpfen. Die widerlichen Tiere, die Abscheu erregen oder Angst erzeugen, gehören genauso zu Gottes Schöpfung. Es ist nicht alles nur „schön und gut“ für den Menschen – genau hier muss er am meisten lernen, sich entwickeln, vorankommen: Wie stelle ich mich zum Bösen in dieser Welt? Wie gehe ich mit den Schwierigkeiten in meinem Leben um? Wie betrachte ich das, was mir nicht gefällt? Die Schöpfung Gottes ist komplett, da gehört alles dazu, wir dürfen nichts verdrängen. Genau das gibt unserem Leben Tiefe und Stärke. An den Widerständen, denen wir begegnen, werden wir stark. An dem, was uns Angst macht, gewinnen wir Mut. Das, was wir besiegen, bringt uns weiter. Wir Menschen sind herausgefordert, das Gute anzunehmen und zu bewahren, aber das Böse zu bekämpfen. Nur: Wo liegt der Unterschied? Was ist gut und was ist schlecht? Bei der Beantwortung dieser Frage brauchen wir Gott: Was denkt er? Wie sieht er das? Anstatt uns eine Antwort auf diese Fragen selbst zusammenzubasteln, sollten wir auf Gott hören: Wie hat er sich das alles gedacht? Wie sieht seine Betriebsanleitung für uns aus?

Gottes Ebenbild (1. Mose 1,26-31)

Nun kommt der Höhepunkt in Gottes Schöpfungsgeschichte. Alles ist vorbereitet, alles gut hergerichtet: der Mensch kann kommen! Gott hat ihm optimale Voraussetzungen für ein gutes Leben geschaffen. Gott spricht: „Lasset uns Menschen machen!“ Zu wem sagt er das? Wie kommt er auf die Idee, dass es noch Menschen geben müsste? Hat Gott von Anfang an genaue Vorstellungen was das sein sollte: der Mensch? Offensichtlich sehnt sich Gott nach einem Gegenüber, sucht er nach einem Bild, das ihm gleich ist. Er nimmt sich selbst als Vorbild. Und tatsächlich: Gott schafft den Menschen nur um ein Weniges niedriger als er selbst. Er krönt ihn mit Ehre und Herrlichkeit und macht ihn zum Herrn über seiner Hände Werk. Er gibt ihm alles zu seinem Besitz (Psalm 8,6-9). Gott wünscht sich offensichtlich einen Partner, er will Beziehung. Der Mensch soll gleich sein wie er. Damit ist der Sündenfall bereits vorgezeichnet. Ist Gott nicht klar, dass der Mensch die Kompetenz, die ihm Gott gibt, ausnutzen könnte? Dass er sich auflehnen und an seine Stelle setzen könnte? Es ist höchst riskant, was Gott tut: Er gibt ihm die Grundlagen seines Werkes, das Leben, in die Hand. Warum handelt Gott so? Wahrscheinlich weil er Sehnsucht nach jemand hat, dem er das alles vermachen kann, was er erarbeitet hat. Er will erklären, zeigen, mit den Menschen staunen, seine Fragen beantworten, ihn einführen in die tiefen Geheimnisse seines Wirkens. Gott will eine menschliche Reaktion, er sehnt sich nach Resonanz. Er will mit den Augen des Menschen sehen, will spüren, was er empfindet, will herausfinden, was ihm wichtig ist. Er will auf seine Einwände eingehen und seine Verbesserungswünsche aufgreifen. Das ist die Steigerung des Lebens: die Freiheit, die Offenheit unterschiedlicher Entwicklungen. Gott gibt dem Menschen seine totale Eigenständigkeit. Er lässt alles zu, er gibt alle Möglichkeiten, er stellt unbegrenzte Ressourcen zur Verfügung, weil Gott sehen will, was der Mensch damit macht. Gott interessiert sich für den Menschen, er nimmt ihn ernst, er sieht in ihm ein echtes Gegenüber, einen Juniorpartner, dessen Meinung er für wichtig hält. Gott will nicht Gesetz oder Strenge, sondern Beziehung, Liebe, Interesse, Augenhöhe. Geht das gut? Kann das gut gehen? Kann der Mensch mit diesem enormen Vertrauensvorschuss Gottes umgehen? Es ist wie ein Experiment, das Gott eingeht – mit der Möglichkeit, dass es schiefgeht. Es geht schief!

Der Mensch kann mit dieser grenzenlosen und grundsätzlichen Freiheit nicht umgehen. Sie steigt ihm zu Kopf, sie wächst ihm über den Kopf. Als ob Gott diese Gefahr geahnt hätte, schafft er den Menschen im Doppelpack: als Mann und als Frau. Der Mensch ist nicht allein, er muss sich verständigen. Er kann nicht autonom agieren, tun, was ihm gerade in den Sinn kommt. Er hat nicht nur ein Gegenüber in Gott, sondern auch in seinem Mitmenschen. Abstimmung ist nötig, Abklärung, immer wieder neu Verständigung, Erklärung, Begründung für das eigene Tun. Das hindert den Menschen, zu eigenmächtig zu werden. Beide, Mann und Frau, sind gleichwertige Besitzer der Schöpfung Gottes. Da gibt es keine Unterschiede, keine Geschlechterfrage. So wie sie miteinander Gottes Partner sind, sind sie auch für einander Partner für die Gestaltung ihrer Zukunft. Keiner ist allein, sie sind auf eine gute Beziehung, auf ein gutes Miteinander angewiesen. Jeder Mensch, ob Mann ob Frau, ist auf Ergänzung angelegt. Allein ist niemand perfekt, ohne den anderen, das andere Gegenüber, fehlt ihm etwas Entscheidendes. So wie Gott Beziehung will, schafft er auch die Grundlage, dass der Mensch in Beziehungen lebt. Gott will nicht, dass ein Mensch allein ist. Jeder Mensch braucht Korrektur, Rückmeldung Bestätigung, Wertschätzung – eben

Kommunikation. Und indem jeder genötigt ist, sich sprachlich zu äußern, gewinnt sein Weltbild an Kontur. Was wir mit Worten beschreiben können, bekommt Gestalt, wird wirklich. Worte sind nötig, um sich zu klären, zu wissen, was man selbst will. Die Fragen des anderen helfen, sich selbst auf die Spur zu kommen, das Eigene zu identifizieren. Das Prinzip Beziehung, das von Gott kommt, verlangt Sprache, Ausdruck, Umgangsformen, Zuwendung, sich anschauen, sich für den anderen interessieren. Gute Beziehung, wirkungsvolle, ehrliche, offene, vertrauensvolle Beziehung gelingt nur auf der Basis völligen Vertrauens. Gott gibt dazu die Vorlage, er gibt den Vertrauensvorschuss und riskiert dabei selbst den Vertrauensbruch, sodass die Beziehung schiefgeht. Es könnte ja sein, dass sich die beiden Menschen gegen Gott verbünden und die Beziehung zu ihm aufkündigen.

Aber zunächst ist alles in Ordnung. Gott gibt den Menschen die Oberaufsicht über seine Schöpfung. Sie dürfen regieren an seiner Stelle, herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alle Tiere des Feldes und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht. Da bekommen die beiden Menschen eine riesige Verantwortung, da gibt es viel zu tun: zu klären, zu ordnen, zu verwalten, zu versorgen. Die Menschen haben Verantwortung – an Gottes Stelle. Es ist wichtig, dass sie das verstehen: Sie sind nicht Gott, sie haben nichts erschaffen, aber sie sind Versorger, Bewahrer und Verwalter von allem, was nach wie vor Gott gehört. In dieser Aufgabe sind sie mit Gott verbunden. Sie sind nicht die Erfinder ihrer selbst – auch wenn sie oft so tun. Es gibt Gott. Sie müssen ihn fragen, was sie in speziellen Lagen tun sollen. Sie sind darauf angewiesen, dass Gott ihnen Bestätigung gibt und vor allem: dass er ihnen bei der Bewältigung ihrer Aufgaben hilft. Die Zusammenarbeit mit Gott vertieft die Beziehung. Die Menschen sind auf Gott angewiesen, sie brauchen seine Hilfe. Damit diese gewaltige, herausfordernde Arbeit gelingt, gibt Gott seinen Segen. Das heißt: Gott rüstet sie mit allem aus, was sie brauchen. Sie erhalten von ihm Kraft, Kreativität, Elastizität, praktische, soziale und intellektuelle Begabung. Der Segen Gottes zeigt, dass nicht sie es sind, die das Werk vollbringen, sondern dass hinter allem Gott steckt. Der Segen ist Gottes große Ermöglichung. In aller Arbeit und mit der Last der Verantwortung kommt niemand in Burn-out, wird die Arbeit bewältigbar, machen die Herausforderungen sogar Spaß und überfordern nicht. Die Menschen spüren, dass sie eingebunden sind in die Liebe Gottes, sie sind in dieser riesigen Aufgabe nicht alleingelassen. Sie sind nicht nur Arbeiter am Werk Gottes, sondern Mitarbeiter in seinem Reich.

Noch eine weitere Zumutung gibt Gott den Menschen: Sie sollen sich vermehren und fruchtbar sein. Was sie tun, soll über sie hinausgehen. Sie sind für die Fortführung der Schöpfung Gottes zuständig. Gott gibt es in ihre Hand, wie sein Werk weitergeht. Ihre Beziehung ist kein Selbstzweck, sondern hat ein gutes und wichtiges Ziel: nun selbst Leben zu zeugen. Gott gibt den Menschen die Möglichkeit der Generativität, aber er erzeugt keinen Druck. Sie müssen nicht, aber sie können. Wenn sie in der Lage dazu sind, können sie Kinder bekommen und dadurch das, was Gott ihnen anvertraut hat, an die nächste Generation weitergeben. Dadurch beginnt eine Reihenfolge des Lebens, von Generation zu Generation. Gottes Werk setzt sich fort. Gott hat den Anfang gesetzt und nun geht es weiter, das Leben breitet sich aus. Aus einem kleinen Anfang entsteht eine riesige Welt. Aus den ersten beiden Menschen entwickelte sich die Menschheit. Gott will sich ausweiten, er will Wachstum, er schenkt die Zeit und den Raum für viele Generationen, neue Menschen, die nun ihrerseits ihr Leben führen und sich weiter ausbreiten können. Für jeden Menschen gibt es genug, jeder findet seine Möglichkeiten. So ist es gut, sehr gut! Die Pflanzen und Bäume bringen Samen hervor, aus denen neue Pflanzen und neue Bäume wachsen. Neue Formen entwickeln sich. Jedes Lebewesen findet seinen Platz und seine Nahrung. Es ist alles hervorragend geordnet,

eines passt ins andere. Und die Menschen sorgen für Erhalt und Fortgang – bis heute. Und morgen? Es ist genug da für jeden. Alles befindet sich in einem göttlichen Gleichgewicht, gut ausbalanciert. Und solange dieses Gleichgewicht, die gute Ordnung Gottes funktioniert, ist es gut – aber nur solange. Trotzdem läuft bereits im Anfang alles auf den Sündenfall hin. Denn der Mensch will nicht nur zu Gottes Bild erschaffen sein, sondern will selbst Gott sein. Ihm genügt es nicht, nur Mitarbeiter Gottes zu sein – er möchte gern selbst an oberster Stelle stehen. Ist Gott zu gutmütig, ist er zu lieb mit den Menschen umgegangen? Hat er ihnen zu viel zugemutet, hat er sie überschätzt? Der Mensch ist begrenzt: in seinen Möglichkeiten genauso wie in seinem Bewusstsein. Das ist der entscheidende Punkt, das muss er akzeptieren: Er ist nicht das Maß der Dinge. Wenn er das nicht annimmt, überreizt er seine Möglichkeiten und erliegt dem Übermaß.

Die Ruhe (1. Mose 2,1-4)

Jetzt kommt der wichtigste Teil in Gottes Betriebsanleitung des Menschen: die Ruhe. Kein Gerät darf überlastet werden. Wenn die maximale Dauer der Beanspruchung gravierend überschritten wird, leidet das ganze System. Gott installiert in seiner Schöpfung den Ruhemodus, die Auszeit. Die komplexe, vielfältige Welt braucht Erholungspausen. In der Ruhe bündelt sich das Werk Gottes und verknüpfen sich Zusammenhänge zu einer Einheit. Die Ruhe stärkt die Beziehung, im spielerischen Freiraum lernen wir uns ganz anders kennen. Das Leben findet eine neue, andere Qualität, die Dinge ordnen sich in stimmiger Weise zueinander. Heute leben wir in einer Welt ohne Ruhe, deshalb taumelt sie in einem riesigen Chaos. Die Zusammenhänge sind verloren gegangen, die Einzelteile haben ihre Verbindung verloren. Ruhe ist so wichtig und elementar, dass sie grundsätzlich und verbindlich für den Menschen vorgeschrieben wurde: „Sechs Tage sollst du arbeiten und all deine Werke tun. Aber am siebenten Tag ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da sollst du keine Arbeit tun, auch nicht dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, dein Vieh, auch nicht dein Fremdling, der in deiner Stadt lebt. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles, was darinnen ist, und ruhte am siebenten Tag. Darum segnete der Herr den Sabbat und heiligte ihn“ (2. Mose 20,8-11). Die Sabbatruhe ist Pflicht – und birgt eine große Verheißung: Wer sie einhält, wird von Gott beschenkt, er wird „über Höhen gehen und mit dem Erbe der Väter gespeist“ (Jesaja 58,13-14). Am Sabbat nimmt der Mensch am Tisch Gottes Platz und wird von ihm versorgt und bedient.

Die Sabbatruhe bedeutet nicht Nichtstun, faulenzten oder lockere Freizeitgestaltung. Sie bedeutet Erholung für Leib und Seele, dadurch dass der Mensch sich Zeit nimmt für Gott. Der Sabbat ist der Schöpfertag, der Mensch wendet sich seinem Schöpfer zu und macht sich bewusst, dass er ein Geschöpf Gottes ist. Sein Leben ist von Gott abhängig, sein Leben ist verletzlich, es ist geschaffen. Der Mensch muss immer wieder neu zu Kräften kommen. Er lässt sich fallen in die Geborgenheit bei Gott. Er sucht die Verborgenheit bei Gott, das vertraute Miteinander. In diesen stillen Momenten hält er inne, das sind die Höhepunkte seiner Woche. Er bekennt mit diesem Ruhetag seine Abhängigkeit von Gott, er ordnet sich ein unter die große Ordnung Gottes. Er gibt sein Machen und Schaffen ab und wendet sich Gott zu, um von ihm zu empfangen. Diese wöchentliche Zäsur hält ihn gesund. Der Mensch wird nicht zum Sklaven seiner Arbeit. Er gewinnt Abstand. Er hat Zeit, sich über sich selbst und seine Tätigkeiten klar zu werden. Er geht an diesem Tag zurück zu Gottes Anfängen in seiner Schöpfung und knüpft immer wieder neu dort an, wo Gott mit ihm aufgehört hat. Es tut ihm gut, wenn er sich diese grundsätzlichen Zusammenhänge vergegenwärtigt. Es ist wie

ein Reset, das der Reinigung, der Klärung und dem Neuanfang dient. Mit dem Ruhetag macht Gott dem Menschen ein großes Geschenk. Es ist das Geschenk der Freiheit, der Weite, des neuen, großen Raums: Die Lasten fallen ab, die Enge, die Pflicht, der Druck. Aber was macht der Mensch mit diesem Geschenk Gottes? Was ist, wenn der diesen Spielraum Gottes verachtet und ihn erst gar nicht betritt? Er bleibt dann im kleinen Gefängnis der eigenen Machbarkeit, der Mensch wird krank, er verkümmert – denn es fehlt ihm der große Überblick des Lebens, den Gott für ihn gedacht hat.

Die Ruhe ist die Krönung der Schöpfung. Mit der Ruhe erschafft Gott etwas, was kein Mensch erfinden kann. Die Ruhe ist die Stille, das Innehalten nach allem Schöpfungswerk. Und genau in diesem Augenblick vollendet sich die Schöpfung. Die Ruhe ist Vollendung. Sie ist nicht die Erschöpfung nach dem großen Werk, sie ist nicht Passivität und Entspannung, sondern höchste Konzentration, Spannung, Aufmerksamkeit: Es wird alles komplett. Nun erfolgt der Schlusspunkt. Nun ist es wirklich gut. Dass die Ruhe höchste Vollendung ist und der Gipfel der Arbeit, entzieht sich der Vorstellungskraft des Menschen. So ist nur Gott: Nicht Leistung und Erfolg sind bei ihm die obersten Prinzipien, sondern Beziehung und Nähe, Unbefangenheit und spielerische Lust. Deshalb ist der Sabbatag nicht nur ein Tag der Ruhe für den Menschen, sondern ein Beziehungstag mit Gott, die Zeit für ihn, das Hören auf das, was er sagt. Genau dadurch wird dieser Tag zu einem Tag des Neuanfangs, der Neuorientierung: Gott und Mensch haben Zeit füreinander, sie wenden sich einander zu und kommen ins vertraute, persönliche Gespräch. Gottes Segen liegt auf dieser Begegnung mit ihm. Gott ruht und der Segen fließt. Der Segen ist Gottes Lebenskraft. Die Vollendung bedeutet nicht, dass alle Ziele erreicht sind und nun keine Arbeit mehr übrig bleibt, das Leben findet seine Vollendung in der Beziehung zu Gott, in der Gemeinschaft mit ihm. Jetzt ist es gut, jetzt ist es wirklich gut!

In unserer Welt beobachte ich eine starke Sehnsucht nach dieser tiefen und grundsätzlichen Ruhe. Aber sie ist nur zu empfangen, sie kann nicht gemacht werden. Die selbst gemachte Ruhe ist keine. Wann kommt der Mensch mit all seinen Bemühungen wirklich zur Ruhe, wann lässt er sich in Gottes Gegenwart nieder, schaut auf ihn und wartet auf sein Reden? Erst dann, wenn er am Ende ist, nicht mehr kann und sich im Burn-out verliert? Jesus sagt über Maria, die sich zuhörend und vertrauend zu seinen Füßen niederlässt: „Eins ist Not. Maria hat das gute Teil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden“ (Lukas 10,42). Bei allem, was den Menschen beschäftigt, darf dieser Teil nicht verloren gehen, es gibt viel Sorge und Mühe – aber das Entscheidende passiert in der Ruhe vor Gott. Das ist die radikale Umkehr des menschlichen Denkens, dass es nur dem Tüchtigen gelingen wird und dass Gott nur dem hilft, der sich selbst hilft. Loslassen, hergeben, sich zuwenden – das sind die Prinzipien Gottes für die Menschen. Und da der Mensch nach Gottes Bild geschaffen ist, ist es ihm möglich, sich ganz auf Gott einzulassen, ihn zu verstehen. Gott ist nicht fern, sondern ganz nah. „In ihm leben, weben und sind wir“, sagt der Apostel Paulus (Apostelgeschichte 17,28). Weil wir Gottes Geschöpfe sind, vollendet sich unser Menschsein in der Liebesbeziehung zu Gott. Es kommt nicht darauf an, was wir tun, was wir erreichen, leisten – sondern wer wir sind: Gottes Kinder. Gott ist gern mit uns zusammen. Gott hat Sehnsucht nach uns. Gott will nah bei uns sein und schafft einen Raum des Vertrauens und der Unmittelbarkeit. Wir sind ja wie er und er ist wie wir. Was könnte besser ein, als wenn wir uns das klarmachen und leben, indem wir unser Leben immer wieder mit ihm verbinden.

So war es am Anfang: Gott spaziert am Abend, wenn es kühler geworden ist durch den Garten und sucht nach dem Menschen. Er ruft: „Adam, wo bist du?“ (1. Mose 2,9). Darin wird seine Sehnsucht deutlich. Er sucht ihn, weil er Zeit mit ihm verbringen möchte, er

wünscht sich die Nähe mit ihm. Der Mensch antwortet: „Hier bin ich!“, und dann: „Rede, Herr, ich höre“ (1. Samuel 3,10). Daraufhin setzt sich Gott mit Adam und Eva zusammen zusammen unter einen mächtigen Baum oder in eine verborgene schattige Laube. Er interessiert sich dafür, wie es ihnen geht, er fragt sie, hört ihnen zu. Er ist gern mit ihnen zusammen. Vielleicht geht er auch mit den Beiden spazieren, zeigt ihnen dieses und jenes im Garten, was sie bisher noch nicht entdeckt hatten. Er weist sie dabei in die Schöpfung ein, erklärt ihnen viele Geheimnisse und tiefe Erkenntnisse. Er lehrt sie ein grundlegendes Verständnis der Zusammenhänge. Ich denke, dass ein großer Teil unseres heutigen Wissens auf diese Lerneinheiten Gottes zurückgehen. Woher hätten die Menschen es auch sonst haben sollen? Sie hatten es von Gott, aus erster Hand.

Dieses Zusammensein Gottes mit den Menschen am Anfang in seinem Garten war unkompliziert und schön. Vielleicht haben sie auch miteinander gespielt, getobt, Wettrennen gemacht, Verstecken gespielt. Die Vertrautheit der Menschen mit Gott ist für alles Weitere grundlegend. Gott kümmert sich um seine Geschöpfe. Er setzt sie nicht nur in diese Welt, sondern versorgt sie mit allem. Zwischen Gott und Menschen entwickelt sich eine feste und sichere Bindung. War Gott zu nahbar? Wurde er deshalb von den Menschen nicht mehr so ernst genommen? Immerhin macht Adam nach dem Sündenfall Gott Vorwürfe und schiebt ihm die Schuld für sein Fehlverhalten in die Schuhe: „Die Frau, die du mir gegeben hast, ist schuld“ (1. Mose 3,12). Hat er trotz aller Vertrautheit Angst vor Gottes Reaktion und verweigert er, die Verantwortung für sein Verhalten zu übernehmen? Wäre die Beziehung nicht so stark gewesen, dass Gott es ausgehalten hätte, wenn Adam zugab: „Ja, ich habe Mist gebaut!“? Vielleicht war die Zeit der intensiven Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch einfach zu kurz, hätte die Beziehung noch Zeit zur Vertiefung gebraucht.

Was noch fehlt an Ruhezeit und tiefer Gemeinschaft mit Gott, wird nachgeholt. In seiner Ewigkeit schafft Gott einen unendlichen Raum der Ruhe und dann wird er auch die Spaziergänge mit seinen Menschen und die intensiven Runden des vertrauten Austausches wieder aufnehmen. Für alte Menschen erfüllt sich die Ruhe teilweise heute schon. Nach einem harten Arbeitsleben erfahren sie nun, was Ruhe bedeutet, wird ihr Leben heil und kehrt Zufriedenheit ein, wenn sie es aus der Perspektive der Ruhe betrachten. Gott schenkt ihnen bereits heute einen Vorraum seiner ewigen Ruhe. Er ist wie eine Schleuse: Lasten fallen ab, die Hektik reduziert sich, es geht nicht mehr um das Machen, sondern einfach um das Dasein: sehen, staunen, hören, mit Gott im vertrauten Gespräch sein – wieder oder zum ersten Mal. Kopfschüttelnd erkennen: warum habe ich mein ganzes Leben lang nicht gewusst, dass Ruhe so produktiv ist? Nun hat der alte Mensch Zeit und staunt darüber, wie kostbar die Zeit ist, die nun verfließt. Aber die Zeit ewiger Ruhe steht vor ihm. Darauf bereitet er sich vor. Es wird ihm bewusst: In dieser Ruhe wird mein Leben vollkommen und ganz. Im Licht dieser Ruhe bleibt das übrig, was in meinem Leben Bestand hat, alles andere verschwindet. So bleibt nur noch das wirklich Wichtige übrig. Und der alte Mensch fragt sich: Was wird das sein?

Fehlermeldung

„Sollte Gott gesagt haben?“ Mit dieser Frage beginnt der Sündenfall, denn sie missachtet Gottes Betriebsanleitung. Mehr noch: Sie bezweifelt Gottes Autorität, seine Urheberchaft über alles. Der Mensch verwirft das Original und konstruiert ein Plagiat der Schöpfung Gottes und seiner selbst. Er beginnt sich selbstständig zu machen. Er sucht nach eigenen Erklärungen. Er schafft sich seine Kategorien. Er stellt die Allmacht und Größe Gottes infrage.

Er lehnt sich gegen die göttliche Instanz auf. Der Mensch macht sich zum Maß der Dinge – und das gerät schnell zum Übermaß. Er wehrt sich gegen seine Begrenzung und verliert dabei seinen Bezugsrahmen. Auf sich selbst gestellt, fehlen jedoch die hilfreichen Maßstäbe. Der Schutzraum, der Bereich der Geborgenheit wird aufgebrochen, der Mensch ist auf sich selbst verwiesen, muss sich um sich selbst kümmern. Er wird zum Selbstversorger. Er will selber machen, selber groß sein. Gott dient höchstens noch als Hintergrund für ein selbstbestimmtes Leben. Der Schöpfer stellt den Menschen alles zur Verfügung, was sie brauchen und für sich wollen. Aber die Entscheidung, was sie damit machen, treffen sie für sich und auf ihre Weise. Sie sind nicht mehr die Empfänger der Güte Gottes, seiner Freundlichkeit und Barmherzigkeit, sondern Macher ihres eigenen Schicksals. Was bisher in einem von Gott ermöglichten Gleichgewicht war, verrutscht, das Leben, die Umstände, alle Bezüge geraten aus der Balance – weil die Mitte fehlt, erklärt sich der Mensch selbst zur Mitte. Aber wenn er selbst die Mitte ist, an was orientiert er sich dann? Er kreist nur noch um sich selbst. Der Sündenfall ist der Aufstand des Menschen gegen Gott. Die göttliche Autorität gilt nicht mehr, der Mensch wird mündig und steht für sich. Er braucht keinen Gott, weil er selbstbestimmt über sich entscheidet. Er nimmt sein Leben in seine eigene Hand.

Auf dem Weg der Loslösung von Gott steht zuerst der funktionale Zweifel: *Es könnte doch auch anders gehen, das wird schon irgendwie funktionieren. Gott meint das doch nicht wirklich so. Gott ist schließlich nicht kleinlich. Vielleicht haben wir ihn falsch verstanden. Alles ist schließlich eine Sache der Einstellung und der Auslegung. Wenn alle wollen und zusammenhalten, müsste es doch möglich sein. „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.“*

Irgendwann bricht dann der grundsätzliche Zweifel auf: Meint Gott wirklich mich? Bin ich für ihn tatsächlich wichtig? Hat Gott die Welt erschaffen und mir zur Verfügung gestellt oder ist das nur eine prima Idee? Wie kann es Gott gemeint haben? Hat er es wirklich im Griff und unter Kontrolle oder ist ihm seine Schöpfung aus der Hand geglitten? Das kann doch alles so gar nicht wahr sein. Das ist doch nur ein Mythos – sehr tiefsinnig und interessant, aber nicht wirklich wahr.

Jetzt steht der Mensch vor der grundsätzlichen Frage: Was ist gut und was nicht? Er ist genötigt, selbst zu beurteilen. Er entwickelt eigene Kategorien. Er fängt an, die Welt einzuteilen – in das, was ihm nützt und dient und in das, was ihn hindert. Er erarbeitet ein Ranking zwischen gut und noch besser und fängt an zu bewerten. Er sieht sich auf der Seite des Guten – oder das, was er für gut hält. Er grenzt sich ab und dabei erfindet er sein Ich. Aus dem Geschöpf Gottes wird ein Individuum. Das ursprüngliche Wir der Schöpfung Gottes zerbricht in seine subjektiven Einzelteile, jeder pflegt seine eigene Weltsicht, erfindet eigene Bewertungskategorien, verfasst die eigene Betriebsanleitung, die ihm gilt und nach der er leben möchte. Das göttliche Gleichgewicht gerät immer mehr aus dem Lot. Bald stimmt nichts mehr zusammen. Dann wird Gott schuldig gesprochen – er ist ja der Erfinder, er hat wohl einen Fehler gemacht. Das Produkt muss falsch konstruiert sein. Jeder fängt an, sich auf seine Weise zu rechtfertigen. Das Ich rückt in den Mittelpunkt, der Mensch beschäftigt sich immer mehr mit sich selbst und ist ständig gezwungen, sich zu definieren, zu überlegen, was er eigentlich will. Dabei stellt er fest, dass er nackt ist. Er muss nun das Ich mühsam verkleiden und ganz speziell gestalten. Er versteckt sein eigentliches Ich und präsentiert seine eigene Wirklichkeit, das, was er sein will. Der Mensch wird das Produkt seiner selbst, er ist der Schöpfer. Dabei weiß er nie: Bin ich gut? Es sagt ihm niemand – und selbst kann es sich nicht sagen. Er weiß nicht, wer er wirklich ist. Es bleibt ein existenzieller Zweifel, der tief im Untergrund das Leben unendlich schwierig macht.

Die Menschen essen die Frucht vom Baum der Erkenntnis. Sie benötigen ja Tools, die ihnen helfen zu unterscheiden, sie brauchen Hilfestellung in der Frage, was gut und böse ist. Hat sich der existenzielle Zweifel breitgemacht, ist letztlich alles unsicher. Was nicht von innen kommt, muss von außen zugeführt werden. Das nutzt die Schlange aus. Sie bietet Möglichkeiten an, wie die Menschen mit ihrer Unsicherheit umgehen können. Sie verspricht Vergewisserung und einen selbstgewissen Standpunkt. Wer weiß, was gut und was böse ist, braucht Gott nicht mehr. Er kann sich dann eigenständig entscheiden und den richtigen Weg gehen. Selbstbewusst übernimmt der Mensch dann die Verantwortung für sich und fühlt sich gut dabei. Das Problem ist nur: Die eigenen Kategorien von Gut und Böse sind nicht objektiv. Die Menschen bewegen sich in ihren Vorstellungen von sich, der Welt und von Gott. Sie bleiben in ihren Parametern, sie bleiben gefangen im Irrgarten ihrer Seele – und merken das nicht einmal. Wie sollen sie das Gute herausfinden, wenn sie selbst nicht gut sind? So bleibt im Untergrund die Unsicherheit: Was ist wirklich wichtig? Wer bin ich denn tatsächlich? Warum ist etwas gut für mich und warum nicht? Wozu dient das alles? Die Sinnfrage bleibt ungeklärt, denn den Sinn des Lebens gibt man sich nicht selbst. Ist die Sinnfrage nicht geklärt, bleiben alle Antworten auf die Frage nach dem Warum und dem Wozu beliebig und vorläufig. Man verirrt sich nur noch immer mehr im Irrgarten der Seele, bleibt bei sich, kommt nicht über sich hinaus.

Ein bezeichnendes Beispiel ist in der Bibel die Geschichte vom „Reichen Jüngling“ (Markus 10,17-22): Er begegnet Jesus „auf dem Weg“, spricht ihn als „guten Meister“ an und will von ihm hören, wie er sein Leben noch besser machen kann. Er will sich optimieren, er will es selber machen und einen guten Zustand auf seine Weise erreichen. Er will gewiss sein, dass sein Leben Sinn macht. Jesus schaut ihn an und liebt ihn. Dann fordert er ihn heraus, seine eigenen Vorstellungen zu verlassen und die krampfhaften Bemühungen um Selbstoptimierung aufzugeben, um ihm nachzufolgen. Das kann er nicht. Denn der Mensch nach dem Sündenfall will sich nicht loslassen, er muss die Kontrolle behalten. Ohne die Selbstkontrolle wäre sein Leben unsicher und riskant. Er weiß ja nicht, was passiert, wenn er sich auf Gott und die Nachfolge Jesu wirklich einlässt. Wer bin ich dann noch, wenn ich nicht mehr ich bin? Hält mich Gott wirklich? Oder lässt er mich fallen? Ist Gott gut oder ist er böse? Besser ist es, misstrauisch zu sein!

Dabei wäre es so einfach gewesen: Die Frage nach Gut und Böse hätten die Menschen im Paradies ganz einfach Gott persönlich stellen können – immer und immer wieder, in jeder Situation ganz direkt und unmittelbar auf ihr Leben bezogen. Gott hätte ihnen erklärt, was für sie wichtig ist. Er hätte ihnen vermittelt, was der Sinn ihres Leben ist. Er hätte ihnen ihre Bedeutung zugesprochen, sie bestätigt, ermutigt. Sein Ja zu ihnen wäre zu einem festen Lebensgrund geworden. Das hätte den Menschen grundsätzliche Sicherheit gegeben und ihre Existenz bestätigt. Die Menschen hätten dazu keine Tools benötigt, sondern nur das direkte Gespräch. Vom Baum der Erkenntnis zu naschen hätten sie sich sparen können. Am kühlen Abend beim regelmäßigen Jour fixe mit Gott in einer schattigen Ecke des Gartens, hätten sie Gott nach seiner Meinung fragen können. Da sie von Gott zu seinem Ebenbild geschaffen wurden, hätten sie Gott ohne Weiteres verstehen können. Gott und Menschen sind sich ähnlich, die Kommunikation hätte funktioniert. Gott lässt sich auf eine Beziehung auf Augenhöhe ein. Durch die Nähe des Menschen zu Gott hätte der Mensch sich auf Gott einlassen und ihn von Herz zu Herz begreifen können. Das wäre wesentlich einfacher gewesen als alles, was nun nach dem Sündenfall läuft: keine Umwege, sondern direkte Kommunikation, keine Frage nach dem eigenen Selbstverständnis, sondern Beziehung. Keine Zweifel an sich selbst, keine Unsicherheit über den Sinn des eigenen Lebens. Gott äußert sich

klar und verständlich, es gibt keine Geheimnisse und keine Metakommunikation: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott“ (Micha 6,8). Es ist alles klar, es ist alles gesagt – aber der Mensch will nicht hören. So muss er in den sauren Apfel beißen, er muss an seine Grenzen stoßen, um zu begreifen, wie begrenzt er ist – und wie stark er auf Gott als persönliches Gegenüber angewiesen ist. Seine Unsicherheit und seine Zweifel, die Existenzangst und die Bemühungen der Selbstoptimierung müssen den Menschen an seine Grenzen bringen. Dort findet er Gott, dort wartet er auf ihn.

Gefangen im Irrgarten der Seele

Gott lässt nicht locker, er sucht Adam, er sucht den Menschen, er hält an der Beziehung fest: „Adam, wo bist du?“ Dem schlägt das schlechte Gewissen. Er weiß plötzlich, dass er einen Fehler gemacht hat. Die Frucht vom Baum der Erkenntnis zeigt seine Wirkung. Er sieht sich, wie er ist, die Erkenntnis bezieht sich auch auf ihn. Er versteht, dass er in Wirklichkeit nichts weiß – aber er weiß nicht, was er mit dieser Erkenntnis anfangen soll, er kann sie nicht umsetzen. Es fehlt ihm die Möglichkeit auszuwerten und die richtigen Konsequenzen zu ergreifen. Das ist sein Leiden von nun an: Er sieht und versteht nicht, er erkennt, aber das Wissen steigt ihm in den Kopf, anstatt dass es ihn zum richtigen Handeln bringt. Am besten wäre nun gewesen, Adam hätte Gott seinen Fehler bekannt und um Entschuldigung gebeten. Aber einmal auf dem falschen Weg, findet er nicht zurück. Er macht sogar Gott dafür verantwortlich, dass die Sache so furchtbar schiefgelaufen ist: *„Die Frau, die du mir gegeben hast, ist schuld (1. Mose 3,12)! Hättest du mir eine andere Frau zgedacht, wären die Umstände anders gewesen, hättest du nicht die Möglichkeit geschaffen zu sündigen – dann wäre es nicht passiert. Überhaupt, Gott, hättest du mich nicht vor diesem Fehltritt bewahren können? Hättest du nichts von den beiden verbotenen Bäumen im Garten gesagt, wäre ich nie auf die Idee gekommen, dass diese Früchte besonders begehrenswert wären.“* Der Mensch findet den Ausgang aus seinem Irrgarten nicht. Er verstrickt sich immer mehr in die eigenen Sackgassen und windigen Rechtfertigungen. Zuletzt steht er mit dem Kopf an der Wand. Gott muss ihm den Ausgang zeigen: er verweist ihn aus dem Paradies. Der Mensch hat die Eigenverantwortlichkeit gewählt, nun muss er tatsächlich die Verantwortung für sich übernehmen. Er wollte groß sein, nun ist er für sich selbst zuständig. Er hat sich aufgelehnt gegen Gott, wie ein pubertierendes Kind, nun muss er tatsächlich auf eigenen Füßen stehen und erwachsen sein. Der Verweis aus dem Paradies ist keine Strafe, sondern die logische Konsequenz des eigenen Verhaltens. Gott sagt zu Adam: *Du wolltest deinen eigenen Weg gehen – dann tue es nun auch! Die Folge deines Aufbegehrens ist: Was du von mir geschenkt bekommen hättest, kostet dich nun harte Arbeit und schmerzhaft Mühsal.* Jedoch auch hier versteckt sich Gottes gute Absicht: Weil die Arbeit hart ist, gibt sie dem Leben Sinn und Bedeutung, der Mensch kann sich den Inhalt seines Lebens erarbeiten. Die Arbeit gibt ihm Halt und Struktur. Und weil die Geburt eines Kindes mühselig und schmerzhaft ist, wird deutlich, wie kostbar ein Leben ist. Gott gibt dem Menschen einen Wert, eine Bedeutung. Was er tut, macht sein Leben wertvoll, gibt ihm Sinn. Der Mensch kann sich außerhalb des Paradieses sein Paradies schaffen. Er wollte die Eigenständigkeit, nun bekommt er noch die Freiheit dazu. Der Mensch wollte sich mit sich selbst beschäftigen, nun muss er es. Die Lebensexistenz ist nicht mehr selbstverständlich, der Lebenssinn muss gefunden und gestaltet werden. Adam muss die Erde bebauen, aus der er gemacht ist und zu der er werden wird. Seine Existenz als „Erdling“ ist ihm von nun an an jedem Tag bewusst. Und Eva rückt als

Gebälerin neuen Lebens Gott ganz nah, in ihrer Hand liegt es, das Leben zu erhalten. Obwohl der Mensch sich gegen Gottes Ordnungen auflehnt, schafft Gott neue Ordnungen. Es sind Ordnungen, die dem Menschen dienen und seine Existenz außerhalb des Paradieses absichern. Sie helfen ihm, im Irrgarten seiner Seele nicht verloren zu gehen. Das Leben außerhalb des Paradieses ist nicht Gottes Goldstandard, so hat er es nicht vorgesehen. Es ist Gottes Notprogramm für den Menschen, seine Minimalkonfiguration, damit das Betriebssystem trotzdem funktioniert. Wo Gott nicht im Herzen ist, müssen die Handlungsanleitungen von außen kommen: die 10 Gebote. Gott lässt den Menschen nicht einfach so gehen, sondern gibt ihm alles auf den Weg mit, was er außerhalb des Paradieses braucht, sogar Kleidung.

Es schmerzt Gott, dass er den Menschen gehen lassen muss. Deutlich wird das an dem Gleichnis vom verlorenen Sohn, das Jesus erzählt: Der Vater schaut nach seinem Sohn, der ihn verlassen hat. Er sehnt sich nach ihm, er wartet auf ihn. Und als er endlich kommt, rennt er ihm entgegen und macht die Türen zu seinem Zuhause weit auf (Lukas 15,11-32). Der Rückweg ist möglich. Das Paradies bleibt für den Menschen nicht für immer verschlossen. Gott trauert, er verhüllt von diesem Augenblick an sein Angesicht und bestimmt, dass kein Mensch mehr sein Gesicht sehen darf (2. Mose 33,20). Warum? Wer Gott ins Angesicht hätte schauen können, hätte dort Trauer, Wut, Schmerz und Scham sehen können wegen all dem, was ihm der Mensch angetan hat. Gott war hintergangen worden, sein Vertrauen missbraucht. Er hatte sich ganz dem Menschen geöffnet, sich liebevoll zugewandt und alles getan, damit es dem Menschen gut ginge. Nun war so verletzt, dass er sich zurückziehen musste. Er hatte alles in seine Menschen investiert und sie wenig niedriger gemacht als sich selbst (Psalm 8,6). Es enttäuschte ihn tief, dass die Menschen seine Güte und Freundlichkeit nicht annehmen wollten. Gott zieht sich zurück – und lässt den Menschen allein. Der Mensch geht hinein in seine Welt, er wird mündig, erwachsen. Er nimmt sein Leben in seine Hand. Aber er nimmt sich selbst mit, der Irrgarten seiner Seele ist nicht gerodet. Er ist herausgefordert nun eigenständig Gottes Willen umzusetzen. Das Leben ist mühsam geworden. Das ist Gottes Therapie für ihn. Er ist nackt und bedürftig und muss sich selbst schützen und bewahren. Die Schöpfung ist ihm anvertraut, nun ist es seine Sache, was er damit macht und wie es ihm gelingt, sie zu erhalten. Der Mensch außerhalb des Paradieses ist in allem auf sich selbst verwiesen. Deshalb muss er sich mit sich selbst beschäftigen – auch mit seinen Abgründen und Bedürfnissen. Hier ist die Lösung, hier ist der Ausgang aus dem Irrgarten: Wenn der Mensch erkennt, wie bedürftig er ist, geht er zu Gott, schreit zu ihm, sehnt sich nach Hilfe. Und so findet er zurück zu Gott.

Der Rückweg ist möglich. Zwar hat Gott sein Gesicht verhüllt, aber trotzdem leuchtet sein Angesicht über jedem Menschen in dieser Welt: Der Segen Gottes ist bei ihm, denn er ist und bleibt Gottes geliebtes Geschöpf. Immer wieder wird er ihm zugesprochen, als ein Licht in der Dunkelheit und Versicherung der Nähe Gottes in der Fremde: : „Der Herr segne dich und behüte dich. Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig. Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir seinen Frieden“ (4. Mose 6,22-27).

Auch in der Fremde ist der Mensch nicht fern von Gott. Gott geht mit ihm, er ist nicht allein. Selbst dort, wo das Leben nun sehr mühsam ist, Krankheit, Not und Tod die Existenz des Menschen begleiten, ist Gott dabei.

Trotzdem sind die Folgen des Sündenfalles eklatant. Die tiefen Gegensätze der menschlichen Existenz brechen auf: Beurteilungen führen zu Urteilen, Vorurteile zu Ablehnung. Der eine Mensch will über den anderen herrschen, Konkurrenz, Neid und Respektlosigkeit zerstören das Miteinander. Es entstehen gegensätzliche Lager. Statt sich mit den unterschiedlichen

Ansätzen und der Vielfalt der Gaben gegenseitig zu unterstützen, schaut jeder nur auf sich. Gemeinsames endet in Streit. Aus Miteinander wird Gegeneinander, aus Ohnmacht wird Macht. Beziehungen lösen sich in Interessengruppen auf. Was zusammengehört und auf gegenseitige Ergänzung angelegt ist, trennt sich. Das Zusammenspiel aller zu einem guten, friedvollen Miteinander funktioniert nur in Ansätzen und zerbricht dann doch immer wieder. Man sichert seine Vorteile. Machtkämpfe sollen beweisen, wer der Größte ist. Kriege breiten sich aus, Konkurrenzkämpfe werden erbittert geführt. Man gönnt dem anderen nichts, weil man selbst das Gefühl hat, permanent zu kurz zu kommen. Einzelne beanspruchen die gute Fülle Gottes für sich, für andere bleibt nichts übrig. Ungerechtigkeit breitet sich aus und verbittert die Gemeinschaft. Man belauert sich und vergleicht. Kain schlägt seinen Bruder Abel tot, weil er neidisch auf ihn ist (1. Mose 4,1-16). Es zeigt sich, was im Menschen steckt: nichts Gutes. Unterschwellig ist in ihm viel Aggression, die sich unvermittelt in unbändiger Wut äußern kann. Als Gott Kain nach seinem Bruder Abel fragt, weil seine Stimme von der Erde zu Gott schreit, antwortet er mit einer Frage: „Soll ich meines Bruder Hüter sein?“ Die Antwort auf diese Frage ist ein eindeutiges Ja: Einer ist der Hüter des anderen, wir achten aufeinander. Wenn das ausgesetzt ist, ist alles gefährdet, einer steht gegen den anderen. Jeder ist sich selbst der Nächste und muss sich absichern – auch gegen die Menschen, die ihm die nächsten sind. Dann ist nichts mehr gut, ist alles in Unordnung, ist das Leben nicht mehr schön, dann funktioniert nichts mehr so, wie Gott es eingerichtet hat. Dann hat sich Gottes gute Schöpfung in ein willkürliches Universum zurückgewandelt: Am Ende sieht die Finsternis, der Himmel verliert seinen Schein, die Lichter gehen aus, die Tiere ziehen sich zurück, die Pflanzen stellen ihr Wachstum ein, Unwetter breiten sich aus, der Regen hört auf, die Bäche versiegen, die Sonne wird zum Feind, die Ruhe zum Chaos.

Trotzdem ist das nicht das Ende. Gottes Betriebsanleitung für den Menschen kennt ein Notprogramm: Es gibt einen Weg zurück zum Anfang Gottes. Jesus ist der Schlüssel zum Paradies, er eröffnet den Rückweg. Es gibt die Möglichkeit für einen ganz neuen Ansatz. Gottes Schmerz wird geheilt, weil Jesus die Schuld der Menschen auf sich nimmt. Gottes Trauer über den Vertrauensbruch des Menschen kommt zur Ruhe, weil Jesus durch seinen Tod am Kreuz eine neue Brücke baut zwischen Gott und Mensch. Der Weg in die Nähe Gottes wird geöffnet, die Grenzen werden beseitigt. Es gibt einen neuen Zugang zu Gott. Er zeigt uns sein wahres Gesicht – in Jesus Christus schauen wir in sein Angesicht, sehen wir, wie er ist. Das, was Gott ursprünglich für den Menschen vorgesehen hat, wird wieder möglich: die Nähe zu Gott, die Geborgenheit bei ihm, die tiefe Ruhe eines sicheren und geborgenen Lebens. Jesus sagt: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen“ (Matthäus 11,28-30). Es gibt ihn wieder – den Raum der Ruhe und des Friedens. Durch Jesus findet der Mensch, der aus der Ruhe Gottes gefallen ist, in die Ruhe bei Gott zurück. Der Schaden ist behoben, das Betriebssystem Mensch läuft wieder – wenn auch immer noch und immer wieder mit gravierenden Fehlermeldungen. Im Irrgarten der Seele gibt es Orientierung. Der Irrgarten wird zu einem Labyrinth. Alle Wege führen in die Mitte, dort finden wir Gott. Dort wartet er auf uns, um mit uns die richtigen Wege und Auswege zu finden.

Kurzbetriebsanleitung: Sehnsucht nach Gott

Das Heimweh nach dem Paradies ist die göttliche Kraft in uns. Es ist die Sehnsucht nach Gott, nach der Geborgenheit bei ihm. Wir wünschen uns Ruhe, tiefe, grundsätzliche Ruhe. Die finden wir nur in den Armen Gottes. Wir sehnen uns nach dem guten Leben Gottes, nach Halt und Schutz. Wir suchen unseren Platz im großen Ganzen Gottes. Wir wünschen uns eine Struktur, die unserem Leben Sinn und unserer Person die eigentliche Bedeutung gibt.

Die Sehnsucht leitet uns, hält uns wach und aufmerksam: Wir sind noch nicht am Ziel, wir sind unterwegs. Unser Ziel ist das himmlische Zuhause. Solange wir noch nicht dort sind, sind wir in der Fremde. Unsere Existenz ist gefährdet durch Krankheit, Krieg und vielfache Nöte. Wir spüren, was wir verloren haben, und sehnen uns nach dem „Siehe, es war sehr gut“ des Anfangs. Wir wollen zurück an den Punkt, als die Welt noch in Ordnung war, frisch und neu erschaffen, heilig und unberührt. Dort wollen wir ankommen, um zu bleiben.

Alles, was wir heute erleben, ist vorläufig, die Sehnsucht erinnert uns an das, was ewig ist, das allein hat Bestand. Wie erreichen wir den Zustand der Zufriedenheit? Wir versuchen die Sehnsucht zu stillen, indem wir uns mit Besitz, Wohlstand und einem guten Leben suggerieren, dass alles gut ist. Wir können die Sehnsucht nicht mit eigenen Mitteln befriedigen. Wir warten geduldig, bis sie sich selbst erfüllt. Bis dahin müssen wir es aushalten und annehmen, dass wir in der Fremde sind.

Denn wir können das Paradies nicht selbst erschaffen. Was der Mensch erschafft, ist das Gegenteil des Paradieses, seine eigene Welt, sein Irrgarten. Nur Gott allein ist der Schöpfer, unser Werk ein Abklatsch. Deshalb suchen wir nicht nach einer heilen Welt, sondern nach ihm. Unsere tiefe Sehnsucht ist die Beziehung zu ihm. In Gottes Nähe sind wir am Ziel, sind wir zu Hause. Das Zuhause machen nicht wir, sondern Gott lädt uns ein und öffnet die Tür: Herzlich willkommen an deinem Platz – bei mir! Bevor wir diesen Ort nicht erreicht haben, sind wir ruhelos und verloren. Wir sollen uns nicht zur Ruhe setzen, bevor wir dort angekommen sind. Die Sehnsucht hält uns in Bewegung.

Das Wort Gottes, die Bibel, gibt die Orientierung im Irrgarten der Seele. Es gibt Hinweise, wo der Ausgang zu finden ist und wie wir dorthin finden. Es beschränkt nicht unser Leben, wenn wir dem Wort Gottes folgen – im Gegenteil: Das Wort Gottes hält in uns die Sehnsucht nach Gottes Unmittelbarkeit wach. Es zeigt uns, wie es sein könnte. Es macht deutlich, was Gott möchte. Das Paradies, das wir verlassen mussten, nährt unsere Sehnsucht. Wir sollten uns mit einer Existenz außerhalb des Paradieses nicht abfinden. Wir dürfen den Irrgarten unserer Seele verlassen und in Gottes Freundlichkeit und Weite eintreten. Unsere Sehnsucht leitet uns – die Sehnsucht nach mehr, nach einem guten Leben in Fülle und Ruhe, ist die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies.

Der Mensch kann stolz sein auf das, was er außerhalb des Paradieses im Schweiß seines Angesichtes erreicht hat, und sich über alle Kinder freuen, die ihm unter Mühen geboren werden. Am besten dankt er Gott dafür, der ihm diese Möglichkeit eröffnet und ihm dadurch einen Lebenssinn gibt. Aber das alles genügt nicht. Gott will mehr für den Menschen. Es ist eine große Sehnsucht in dieser Welt. Die ganze Schöpfung seufzt und ängstet sich und wartet auf das Offenbarwerden Gottes. Sie sehnt sich nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes (Römer 8,19-22). Es ist die Sehnsucht nach Gott, nach der innigen Vertrautheit mit ihm, die uns aus dem Irrgarten unserer Seele herausführt. Erst bei ihm, bei Gott, dem Schöpfer, kommt unsere Sehnsucht zur Ruhe, finden wir Heimat und Sicherheit.